Leseprobe aus:

ISBN: 978-3-499-63211-2
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

«Ich behaupte: Exzentrik ist viel mehr als der Kawumms-bitte-alle-Augen-auf-mich-Auftritt. Es ist eine tief im Wesen wohnende Eigenartigkeit, die vom leise Verschrobenen bis hin zur totalen Kauzigkeit reicht. Nicht jeder, der sich nur im Fleischkleid à la Lady Gaga gut angezogen fühlt oder nie ohne seine Anakondas das Haus verlässt, ist deswegen gleich Exzentriker. Und auch nicht jeder, der hinter verschlossenen Türen still und unauffällig seinen Marotten nachspinnt, ist es deshalb weniger.»

Tania Kibermanis, geboren 1972, lebt auf St. Pauli. Nach ihrem Studium der Germanistik, Psychologie und Kunstgeschichte sowie Stationen als Fahrerin für Organtransporte, Theaterschauspielerin und Trickfilmsynchronsprecherin arbeitet sie seit 2004 als freie Autorin.

Tania Kibermanis

Spleen Royale

Alles, was Sie über Exzentriker wissen sollten

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Februar 2017
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung FinePic®, München
Innengestaltung Daniel Sauthoff
Satz FF Quadraat PostScript (InDesign) bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 63211 2

Inhalt

Inhalt
2. Kapitel
«Man reiche mir die Anakonda!» Was heißt hier eigentlich exzentrisch?
Dandys, Tüftler und sonderbare Katzenfrauen Das große Kuriositätenkabinett
«Ich frühstücke heute ein Glas grünen Pesto!» Kernkompetenzen und ein kleiner Ausflug in die Prokrastinationsambulanz
«Das Kind ist doch nicht normal!» Sonderliche Kindheit und Jugend
Geht Exzentrik auf Krankenkasse? Von Neuro und Psycho und was die Medizin so zu sagen hat
«Das stand alles schon in meiner AGB!» Beziehungen und Freundschaften mit Exzentrikern
Schrägheit global? Exzentrik in Europa und anderen Breitengraden
Spleen Royale Königliche und adlige Exzentriker
War Jesus eigentlich Exzentriker? Grüße aus der übersinnlichen Abteilung
Darf ich vorstellen? Meine Lieblingsexzentriker!
Bonustrack Die Exzentriker-Selbsthilfegruppe
Teilnehmer:
Quellennachweise
Dank

«Man reiche mir die Anakonda!»

Was heißt hier eigentlich exzentrisch?

Stellen Sie sich vor, es gäbe eine Stadt namens Exzentrik. Mit buckligen, kleinen Häuschen, prachtvollen Spinnervillen, verwinkelten Gässchen und Gärten voll von blühendem Irrwitz. Verschrobene Gestalten düsen auf selbstgebauten Vehikeln durch die Straßen, es blinkt und surrt, aus Fenstern quellen abstruse Krempelansammlungen hervor. Einiges im Stadtbild wird Ihnen vielleicht vertraut vorkommen, anderes wirkt arg befremdlich. Was ist das hier? Was sind das für Leute? Muss man Angst haben?

Keine Sorge – ich bin Ihre Stadtführerin. Ich lebe auch hier, allerdings am Stadtrand in einer bescheidenen Behausung. Aber ich kenne mich aus. Ich kann Ihnen was über die Historie erzählen, über berühmte und bisher gänzlich unsichtbare Einwohner und wie es sich anfühlt, hier zu leben. Kommense mal mit!

Schon in meiner direkten Nachbarschaft gibt es unermesslichen Artenreichtum: Zum Beispiel einen heiteren Herrn in Frauenklamotten, der stets auf einem Fahrrad unterwegs ist. Er trägt ein graues Bürokostüm und eine schiefsitzende Kunsthaarperücke in laszivem Rotbraun, an seinem Lenker wehen Hunderte miteinander verdrahtete Kronkorken. Nebenan lebt Herr S., der all seine Akribie dem Sammeln grönländischer Paketmarken widmet (wichtig: keine Briefmarken, ausschließlich Paketmarken!). Die alte Frau A. aus meiner Parallelstraße sammelt dagegen ihre eigenen organischen Überreste in alten Ramadosen – ausgekämmte Haare, Zähne, ausgefallene Wimpern und … ach, lassen wir das besser. Und dann ist da noch ein zerzauster, bärtiger Mann, der ganz ohne Mandat die Straßen aufräumt und den Müll in auf links gedrehte Alditüten stopft. Wenn man ihm ein bisschen zuhört, kann man erfahren, dass ausschließlich Hunde die Träger eines höheren Bewusstseins sind. Außerdem wohnt weiter nördlich ein fanatischer Hobbybotaniker, der um die halbe Welt reist, um zu einer ganz bestimmten Zeit das Aufblühen ganz bestimmter Pflanzen zu betrachten (Bürgerkriege stören ihn dabei nicht im Geringsten). Und natürlich residiert irgendwo auch

ein Trainspotter, der zu den unmöglichsten Zeiten an irgendwelchen Bahnstrecken auf der Lauer liegt, um den neuen IC Sowieso beim Vorbeibrausen zu fotografieren. Besonders stolz ist er darauf, ganze Kursbücher auswendig zu können, und selbstverständlich weiß er, dass der Zug aus Rimini um 15:18 Uhr in Kufstein hält. Gleich mehrere meiner Nachbarn leben hingebungsvoll in den 20er bzw. 50er Jahren, kleiden sich in zeitgemäßem Stil, und in ihren Wohnungen wird ausschließlich dem Grammophon gelauscht oder Eierlikör auf dem Nierentischchen serviert. Es gibt Mittelalterfreaks, ausgewiesene Reptilienfreunde und Wochenend-Orks. Und ich wette, ich kenne lange noch nicht alle Einheimischen.

Vielleicht fragen Sie sich gerade: Womit soll ich mich hier bitte schön befassen? Muss ich jetzt 200 Seiten Freakshow durchwandern? Für den einen mag es so sein, wenngleich ich sagen würde: Den Voyeurismus dürfen Sie sich getrost für bessere Gelegenheiten aufbewahren. Denn die Herrschaften, denen wir in diesem Buch begegnen werden, sind in ihrer Andersartigkeit unverzichtbare Gradmesser für den Zustand der Welt. Spinner kann es schließlich nur geben, wenn irgendwo auch eine scheinbare Normalität proklamiert wird.

Erinnern Sie sich noch an die Handtasche von Mary Poppins, aus der sich sämtliche Dinge herausfischen ließen, die gerade gebraucht wurden? Ungefähr so verhält es sich auch mit dem Begriff «Exzentriker». Jeder hat eine Meinung dazu, aber was es mit der Exzentrik auf sich hat – das weiß man dann doch nicht so genau. Es gibt unzählige Umschreibungen für diejenigen, die nicht brav im Schwarm schwimmen: Diven, Wirrköpfe, Größenwahnsinnige – ganz selten fällt auch mal das Wort Genie. Eigentlich alles, was gemeinhin als abwegig betrachtet wird, bezeichnet der Volksmund gerne als exzentrisch.

Künstlern wird dabei allerdings eine deutlich größere Tobefläche zugestanden. Wenn Nina Hagen freimütig über ihre Begegnungen mit Außerirdischen plaudert oder die Schriftstellerin Patricia Highsmith sich als Abendgesellschaft ein paar ihrer heißgeliebten Schnecken in die Handtasche stopft, dann raunen die Umstehenden nachsichtig: «So sind sie halt, die Künstler …»

Erschwerend oder entlastend (sowohl für den Betrachter als auch für den Exzentriker) kommen in der Frage, was exzentrisch ist, noch Umfeld und soziale Normen hinzu: Gilt der dörfliche Kauz, der sich in jedem Zimmer seines Hauses ein Funkgerät installiert und ausschließlich damit mit der Welt in Kontakt tritt, als komplett irre, bekommt der grotesk überschminkte Designer in Berlin Applaus dafür, dass er das Terrarium seines Leguans letzte Woche komplett mit Louis-seize-Mobiliar ausgestattet hat. Auf einer Modeveranstaltung, einer Vernissage oder beim Pferderennen zuckt niemand auch nur müde mit der Wimper, wenn Sie im großen Ornat mit Pfauenfederkragen oder mit treckerreifengroßer Kopfbedeckung auftauchen – aber probieren Sie selbiges mal auf dem Elternabend Ihrer Kinder respektive bei der Bundeswehr, und Ihre psychiatrische Diagnose ist bereits gestellt (beziehungsweise Ihre hoffnungsvolle Laufbahn beendet).

Was jedoch hierzulande als exzentrisch gilt, muss es in anderen Kulturkreisen noch lange nicht sein. In Kamerun beispielsweise gehört zum angemessenen Auftritt ein pompöser Stachelschweinhut, ohne dass sich auch nur einer verwundert nach dem Träger umsehen würde. Steht in Papua-Neuguinea «Black Tie» auf der Dresscodeliste, bedeckt der einheimische Herr von Welt nichts außer seinem besten Stück mit Blätterschmuck. In einer Menge afrikanischer und karibischer Länder wird bei einer guten Festivität gemeinsam in Trance gefallen. Hier wäre die Versicherungskauffrau im dezenten Kostümchen ganz eindeutig der Exot.

Die Epoche, in der wir leben, spielt im Exzentrikverständnis natürlich auch eine wesentliche Rolle. Vor 100 Jahren galten rauchende Frauen noch als ungeheuer exzentrisch, ebenso machte einen der Besitz eines exotischen Tieres schon zum Sonderling oder das Tragen eines auffälligen Kleidungsstücks.

Auch sinnfreies Arschlochgebaren wird gerne in die Polsterfolie der Exzentrik gewickelt, wenn man mit dem / der Betreffenden keinen juristischen Ärger ausfechten will. Bei den Recherchen zu diesem Buch ist mir der Begriff «Exzentrik» erstaunlich oft begegnet, gerne im Zusammenhang mit irren Diktatoren und Gestalten wie Donald Trump. Aber ich kann Ihnen versprechen, dass nach der Lektüre deutlich geworden sein dürfte: Sich aufzuführen wie eine offene Hose, andere Men-

schen zu beleidigen, zu kommandieren und die Welt mit Extrawürsten zu überziehen, ist NICHT exzentrisch, sondern ein narzisstischer Egotrip. Hugh. Und das gilt für Hollywoodstars genauso wie für Politiker, Familienangehörige und Chefs. Die Anzahl belegter oder vermuteter Exzentriker in künstlerischen Sphären ist zwar schier unzählbar – nur drängt sich dabei oft die Vermutung auf, dass die meisten ob dieser Carte blanche im Auftreten alles an schrägem Verhalten servieren, was ihnen gerade so in den Sinn kommt. Da scheint mir manchmal viel mehr PR in eigener Sache am Werk zu sein. Was übrigens genauso für Menschen mit bizarren Berufen gilt: Schlangenmenschen, Flohzirkusbetreiber und Dragqueens mögen vielleicht nebenbei auch noch exzentrisch sein – in erster Linie machen sie ihren Job.

Auch Geld spielt im Zusammenhang mit Exzentrik eine ganz entscheidende Rolle. Mit genügend Schotter auf dem Sparbuch exzentrikert es sich natürlich bedeutend leichter. Und sofort stellt sich die Frage: Sind all die zahlreich vertretenen britischen Adligen, bei denen es quasi zum guten Ton gehört, sich eine oder mehrere Grillen zu leisten, nur deshalb exzentrisch, weil sie gar nicht wissen, wohin mit all dem schönen Mammon? Züchten sie Axolotls, gründen Religionsgemeinschaften oder sammeln gelbe Ming-Vasen, ganz einfach, weil sie den Platz dafür haben?

Ich behaupte: Exzentrik funktioniert genauso gut in einer Zweizimmerwohnung und mit Hartz IV. Denn wahren Exzentrikern geht es in erster Linie darum, ihren Spleen nach Herzenslust auszuleben, völlig unabhängig von räumlichen Gegebenheiten und Kontostand.

Exzentrik lässt niemanden kalt. Ich denke, jeder hat seine eigene, klar umrissene Definition. Ich weiß das, denn ich habe das kühle Zischen, mit dem die Grenzen zwischen Normalität und Irrsinn mit tiefer Entschiedenheit gezogen werden, immer wieder im Ohr. Mein Häuschen steht eben gerade noch in der exzentrischen Banlieue, um im Bild der exzentrischen Stadt zu bleiben.

Und trotzdem muss ich zugeben: Es holpert ganz schön, wenn ich schreibe: Ich bin Exzentrikerin. Das hat diesen selbstverliebten Ölfilm, der auch auf seinen Geschwisterchen «Ich bin hochbegabt», «Ich bin

hochsensibel» und «Ich kann essen, was ich will, ich nehme einfach nicht zu!» klebt. Man gilt nämlich schnell als unerträglich eitler Selbstdarsteller, wenn man sich als Exzentriker offenbart:

«Du hältst dich selbst für exzentrisch? Ich bitte dich, so ungewöhnlich bist du jetzt auch wieder nicht!»

«Nein, um Gottes willen, da musst du dir überhaupt keine Sorgen machen!»

«Und wie! Aber da wäre ich an deiner Stelle nicht stolz drauf!»

«Exzentrisch bist du nicht – wahnsinnig schon.»

«Wenn jemand exzentrisch ist, dann ja wohl du!»

Das sind alles Stimmen aus meinem direkten Umfeld.

Manchen mag das Attribut «exzentrisch» mit trotzigem Stolz erfüllen, aber längst nicht jeder Exzentriker weiß überhaupt, dass er einer ist. Ich werde Sie im Laufe dieses Buches mit ein paar steilen Thesen behelligen, was es denn mit der Exzentrik nun wirklich auf sich hat (und was nicht).

Exzentrik heißt ja erst mal nichts anderes als «außerhalb des Zentrums». Die frühe Medizin behauptete, das Jenseits-der Mitte-Sein käme von einer Fehlfunktion der Milz (griechisch: Splen), woraus sich der «Spleen» ableitet. Und genau darum geht es: um ein Abweichen von der sozialen Norm, das aber niemandem weh tut.

In der Mathematik bezeichnet Exzentrizität das Maß der Abweichung von der Kreisform, in der Astronomie den Verlauf einer Kometenbahn. Der Mediziner nennt exzentrisch, was nur einseitig statt gleichmäßig belastet wird oder versehentlich an eine Stelle gerutscht ist, an der es nicht mehr richtig funktioniert. So nennt man beispielsweise das Schielen, das Vorbeigucken am angepeilten Objekt, eine «exzentrische Fixation». Und wenn bei Mechanikern Achsen von der Symmetrie abweichen, dann trägt das den wunderbaren Namen «Rundlauffehler» – dann holpert's halt a bisserl. Wir reden also von Abweichung, von dem, was nicht so läuft, wie es ursprünglich ab Werk geplant war, sondern auf eine ganz eigene Art. Und davon gibt es so viel mehr, als Sie vielleicht denken.

Ich behaupte: Exzentrik ist viel mehr als der Kawumms-bitte-alle-Augen-auf-mich-Auftritt. Es ist eine tief im Wesen wohnende Eigen-

artigkeit, die vom leise Verschrobenen bis hin zur totalen Kauzigkeit reicht. Nicht jeder, der sich nur im Fleischkleid à la Lady Gaga gut angezogen fühlt oder nie ohne seine Anakondas das Haus verlässt, ist deswegen gleich Exzentriker. Und auch nicht jeder, der hinter verschlossenen Türen still und unauffällig seinen Marotten nachspinnt, ist es deshalb weniger. Wahre Exzentriker lassen andere Menschen in Frieden ihre Kreise ziehen und wurschteln freundlich in ihrem eigenen, kleinen Universum – solange man sie dabei in Ruhe lässt. Wobei längst nicht alle sympathisch sind, denn unter Exzentrikern findet sich natürlich genauso eine lange Reihe ausgewiesener Stinkstiefel, denen wir noch begegnen werden. Bei weitem nicht alle Exzentriker gehen ihren Obsessionen gutgelaunt und sozial verträglich nach. Wer den Maestro durch das Anmelden eigener Bedürfnisse nervt, wird schnell mal weggeknurrt. Von den Widrigkeiten, die Beziehungen mit Exzentrikern so mit sich bringen, wird später auch noch ausführlicher die Rede sein. Auch ist der Exzentriker nicht immer zweifelsfrei unter Spießern zu identifizieren, es kann auch gut sein, dass er selbst wie einer wirkt und seine Neigungen ganz im Verborgenen pflegt. Sozusagen ein Kakadu im Hühnerkostüm.

Exzentrik ist also kein Entweder-oder, sondern vielmehr ein Weitwinkelspektrum mit Blick in die allerkleinsten Nischen. Wäre Exzentrik ein Klang, er reichte vom feinsten Fledermaus-Sonar bis hin zum erdbebengleichen Metal-Konzert. Ich läge in diesem Klangteppich ungefähr auf Zimmerlautstärke, irgendwo im unteren Drittel. Die exzentrikversessenen Briten würden mich höchstens mitleidig belächeln, denn in der Reihe der spektakulären Schwestern und Brüder des Verschrobenheitsordens bin ich natürlich ein kleines Licht. Irgendwo zwischen Novize und Reinigungsdienst. Aber auf jeden Fall mit an Bord, und das sogar klinisch geprüft, doch dazu kommen wir später.

Wir werden also gemeinsam ein bisschen durch die kuriose Welt der Exzentrik flanieren und versuchen, dabei möglichst viele Spielarten vorzustellen. Und zwischendrin gibt's auch mal einen vitaminfreien, biographischen Snack. Wir werden Exzentriker verschiedenster Bauart und Herkunft kennenlernen und versuchen, der Frage auf die Spur zu kommen, was Exzentrik überhaupt ist.

Was wäre die Welt bloß ohne all die Verschrobenen und Käuze, die genau deshalb den richtigen Anschub geben, weil sie außerhalb des Systems stehen? Meine heiße Liebe gehört den Abseitigen, den Regelbrechern, den Spinnern. Immer schon. Rudel machen mich nervös, egal ob ich mich darin in der Mitte oder am Rand bewege. Ein kleiner Exzentriker-Selbsttest: Fühlen Sie sich in einer Gruppe wohl? Oder vertreten Sie fast automatisch eine andere Ansicht, pflegen einen anderen Stil, lachen über andere Dinge? Bingo! Willkommen im Club!

Dieses Buch ist eine Liebeserklärung an alle Käuze dieser Welt, die lieber auf Nebenstrecken unterwegs sind als auf der Hauptstraße: die Schrillen, Bunten – und ganz besonders die Leisen.

Dandys, Tüftler und sonderbare Katzenfrauen

Das große Kuriositätenkabinett

Obwohl jeder Eierschneider, jedes Teesieb oder jeder andere käufliche Krempel mit diesen Adjektiven beworben wird, ist kaum etwas auf der Welt so einzigartig und individuell wie ein Exzentriker, denn sobald er auch nur in die Verdachtszone des Modischseins gerät, ändert er den Kurs. Es kann durchaus vorkommen, dass ein Exzentriker einen Lebensstil entwickelt, der dann plötzlich zum Trend erklärt wird – schließlich sind Exzentriker Weltmeister im Erfinden. Sieht er sich dann aber plötzlich als Teil einer Mode, dann nix wie raus aus der Sache.

Bei so viel Individualismus kann es also DEN Exzentriker per se gar nicht geben. Aber es gibt sehr wohl Typen, sich ähnelnde Züge in Wesen, Verhalten und Vorlieben. Das folgende, schillernde Panoptikum ist natürlich weit entfernt von Vollständigkeit, und ich bin mir sicher: Während ich hier schreibe, hockt in irgendeinem Bastelkeller, einer Hütte in Südostasien oder in einem Schloss aus Kronkorken irgendwo in der Karibik bestimmt einer, der eine ganz neue Spielart des Exzentrikerdaseins ersinnt, die ich mir bisher nicht mal vorstellen kann. Und selbstverständlich existieren auch jede Menge Mischtypen, bei denen sich gleich mehrere Stile munter in einer Person zusammenfinden.

Der **Dandy** (gibt es natürlich genauso in der Geschmacksrichtung weiblich) ist wohl der Erste, der vielen einfällt: Typ Oscar Wilde, kunstvoll verlottertes Haar, elegant gewandet. Er tut nichts anderes, als hingegossen auf seinem Hermelinsofa wertvollen Gedanken nachzuhängen und Bonmots zu erfinden. Auch das Drumherum muss natürlich ästhetisch sein, das ist Grundbedingung. Hässlichkeit und die Abwesenheit von gutem Stil machen den Dandy ganz malad. Das 19. Jahrhundert war seine beste Zeit: Er grenzte sich über erlesene Kleidung vom Pöbel ab, war oftmals Mitglied des Adels oder zumindest so gut mit Geld ausgestattet, dass er seinen Tag nicht mit solch ermüdenden Tätigkeiten

wie Arbeiten verbringen musste. Der Dandy ist bis heute ein Großstadtphänomen, denn er braucht Publikum und kulturelles Futter. In einem Dorf in Mecklenburg wäre er heillos verloren, zumal ihn die Natur sowieso nicht sonderlich interessiert – sofern sie nicht auf Vasen, handgeschöpftem Briefpapier oder dem Muster seines Seidenpyjamas stattfindet. Dieser Typus ist mittlerweile fast ausgestorben oder zumindest nicht so häufig auf der Straße oder in der S-Bahn anzutreffen. Er logiert eher in Altbaupalästen oder in besonderen Bauten (Wasserturm, altes Schwimmbad, ehemaliges Kino) und perfektioniert damals wie heute das Ich-bin-anders-als-ihr-Gefühl in ein Ich-bin-besser, was ihn – sofern er es wirklich ernst meint – zu einem schwer erträglichen Zeitgenossen macht. Doch meistens ist auch genügend Ironie im Spiel. Seine Rüstung besteht dann eben nicht aus stählerner Überheblichkeit, sondern aus rahmengenähten Schuhen, seine Hemden lässt er von seinem persönlichen Luigi in Italien maßschneidern, und in seinem wohltemperierten Keller lagern exklusivste Alkohole. Natürlich ist er eitel, und die Arroganz ist ihm eine verspielte Pose, aber er würde niemals jemanden merklich verachten, der es mit der Lebensform ganz anders hält – im Gegenteil: Er gibt gerne und reichlich, geht seinen Obsessionen in Formvollendung nach und verfügt über perfekte Manieren. Der Dandy ist ein Exzentriker, der ohne Geld gar nicht erst existieren würde. Er ist verstärkt unter Malern, Kunstsammlern und berufslosen Schöngeistern anzutreffen, und vortreffliche Exemplare ihrer Gattung sind der Musiker Max Raabe, der Modeschöpfer Karl Lagerfeld und die britische Reederei-Erbin Nancy Cunard (1896 – 1965), die 1928 in Paris den experimentellen Verlag *Hours Press* gründete, literarische Salons abhielt, selbst schrieb und Schriftsteller wie Hemingway, Joyce und Beckett unterstützte. Sie kämpfte in der französischen Résistance, half im spanischen Bürgerkrieg in Flüchtlingslagern und lebte – was damals noch arg spektakulär war – mit dem afroamerikanischen Jazzmusiker Henry Crowder zusammen.

Das hässliche Brüderchen des Dandys ist der **Snob**, und dieser anstrengende Wicht wäre leicht mit einem Exzentriker zu verwechseln, wären da nicht sein unbedingter Aufstiegswille, sein massives Statusgehabe

und seine Wichtigtuerei. Der Snob verachtet die, die vermeintlich unter ihm stehen. Er will nämlich bewusst was Besseres sein, was dem Dandy eher versehentlich unterläuft. Der Dandy fährt ein teures Auto, weil es ihm gefällt, weil es raffiniert konstruiert ist oder weil es seiner großen Bequemlichkeit dient. Der Snob fährt es, damit jeder sieht, dass er es sich leisten kann. Und am liebsten würde er gleich noch das Preisschild dranlassen.

Eine preisgünstigere Spielart ist der **Bohemien**, denn was beim Dandy überaffektiert daherkommt, ist beim Bohemien kunstvoll verwahrlost. Auf den ersten Blick könnte man denken, er lege auf Kleidung überhaupt keinen Wert, in Wirklichkeit komponiert er ein ganz eigenes textiles Arrangement aus Flohmarktklamotten, ein paar bestickten Ethnohemdchen, die er von seinen Reisen mitgebracht hat, oder er näht sich selbst was zusammen. Vielleicht ist es ihm auch wirklich komplett wurscht. Der Bohemien wirkt immer ein bisschen selbstgebastelt, und so recht erwachsen werden will er auch nicht. Deshalb hat er so gut wie nie eine Familie, Kinder oder irgendwas, was ihn davon abhält, morgen alles hinter sich zu lassen und sich einer ganz neuen Idee hinzugeben. Der Bohemien ist unbehaust, er kann mit ein paar Taschen wochenlang bei Freunden auf dem Sofa campieren, oder er logiert in einer schäbigen Pension oder einem Bordellzimmer, weil ihn das inspiriert. Arbeit und Freizeit sind untrennbar miteinander verbunden und werden meist mit Gleichgesinnten in Cafés und Bars verbracht. Während der Dandy viel Wert auf ein liebevoll eingerichtetes Zuhause legt, ist es die Freiheit von Besitz, die den Bohemien auszeichnet. Was er braucht, hat er im Kopf (der Dandy hat es eher im Wurzelholzbücherschrank, der Snob ist in Sachen Bildung sowieso ein Totalausfall), er kommt überall klar, und Geld hat er auch keins. Er kann heute auf dem Bau arbeiten, morgen mal kurz ein bisschen Kohle mit Werbetexten verdienen, und übermorgen strolcht er durch den tropischen Regenwald und kifft mit den Pygmäen. Apropos: Auch das sorglose Experimentieren mit bewusstseinserweiternden Substanzen oder zumindest handfestem Suff gehört zu den Abgrenzungstaktiken von der schnöden Bürgerlichkeit. Genauso wie die Verachtung jeden kommerziellen Erfolgs, denn von der dumpfen

Masse oder der herrschenden Klasse will man um Gottes willen keinen Applaus. Ein typischer Bohemien ist – neben dem Godfather aller Bohemiens, dem 1854 geborenen Dichter Arthur Rimbaud (der die meiste Zeit seines Lebens ohne Wohnsitz herumvagabundierte, als Matrose die Welt bereiste und mehrfach im Gefängnis saß), der Reiseschriftsteller Andreas Altmann, der in Altötting als Sohn eines Devotionalienhändlers aufwuchs, als Schauspieler tätig war und dann quer durch die Welt reiste, einmal auf dem Dach eines Lasters von Kairo nach Kapstadt. Nach einem knappen Jahr Aufenthalt in einem japanischen Zen-Kloster schmiss er alles nicht Lebensnotwendige aus seiner Pariser Wohnung – als Erstes den Fernseher. Um auch hier die Damen nicht zu kurz kommen zu lassen, sei die Dichterin Else Lasker-Schüler (1869 – 1945) genannt, die sich ihr Alter Ego Prinz Jussuf von Theben schuf und als Kunstfigur aus Mann und Frau durch die Berliner Avantgardeszene der 20er Jahre flirrte. Sie schrieb und zeichnete und war so bitterarm, dass ihr Freund Karl Kraus ihr oftmals mit Geld aushalf. Die amerikanische Journalistin und Schriftstellerin Janet Flanner (1892 – 1978) war fester Bestandteil des Pariser literarischen Zirkels um Gertrude Stein, worüber sie regelmäßig in einer Kolumne im *New Yorker* schrieb. Sie war Berichterstatterin bei den Nürnberger Prozessen, unternahm ausgedehnte Reportagereisen in den Orient und lebte zwanzig Jahre lang mit ihrer Lebensgefährtin Solita Solano in Paris im Hotel. Von ihr stammt übrigens eines meiner Lieblingsbonmots über die scheinbare Kulturlosigkeit der Amerikaner: «Während Amerika das Kerzenlicht entdeckte, entdeckte Paris Voltaire.»

Üppig bestückt ist das weite Feld der **Baumeister** – Menschen mit unbedingtem Gestaltungswillen, die die lebenslange Obsession eint, etwas zu erschaffen. Der Leichenbestatter David H. Brown beispielsweise nutzte die Abfallprodukte seines Berufes und baute sich in seiner Heimatstadt Boswell im kanadischen British Columbia ein Haus aus insgesamt 500 000 leeren Einbalsamierflaschen. Der niederländische, ehemalige Mönch Nico Molenaar verzierte seine heimischen Räume mit beeindruckenden Mosaiken, die ausschließlich aus 7 Millionen Zigarrenbanderolen bestanden. Die amerikanische Kirchenhausmeisterin Kea

Tawana kam 1982 auf die hübsche Idee, auf einem unbebauten Grundstück in Newark bei New York eine Arche zu bauen. Praktischerweise lag das Baumaterial in Form von Holzbalken, Rohren und Stangen von Abbruchhäusern sowieso schon ungenutzt herum. Und handwerklich war sie mehr als begabt, sie lebte in einem selbst ausgebauten, alten Bus mit Warmwassersystem und Heizung. Nach sechs Jahren hatte sie eigenhändig und ganz allein ein 26 Meter langes und 8,5 Meter hohes, annähernd seetüchtiges Schiff gebaut. Ärgerlicherweise war es noch nicht ganz fertig, als das Grundstück an einen Bauunternehmer verkauft wurde. Trotz Unterstützung zahlreicher Fans durfte die «Arche Kea» nicht länger dort bleiben, obwohl nur noch knapp 20 000 Dollar fehlten, um es auf dem nächstgelegenen Fluss vom Stapel zu lassen. Und weil Kea Tawana nicht zuschauen wollte, wie ihr Herzensprojekt abgerissen würde, schnappte sie sich eine Säge und zerstörte es kurzerhand selbst.

Der sizilianische Einwanderer Baldasare Forestiere wollte in seiner neuen Heimat Kalifornien eigentlich das tun, was seine Familie in Italien schon seit Generationen getan hatte: Zitronenbäume züchten. Dafür hatte er ein 280 000 Quadratmeter großes Grundstück gekauft, dessen Boden allerdings so knochenhart war, dass sich dort partout nichts pflanzen ließ. Und weil ihm die brisenlose Hitze zu schaffen machte und er sowieso gern mit der Spitzhacke hantierte, grub er sich 1906 unter seinem Haus einen kühlen Keller. Als ein Lichtstrahl hineinfiel, überlegte er, ob es vielleicht hier unten besser möglich sei, seine geliebten Zitrusbäumchen zu pflanzen. Er hackte für jeden Baum ein Oberlicht in die Decke, die Zitronen entwickelten sich prächtig, und so kam er auf die Idee, sich eine unterirdische Farm zu graben. Mit den Jahren entstanden auf 40 000 Quadratmetern über 100 Zimmer mit Arkaden und Kuppeln, eine Kapelle, ein Gewächshaus, ein Aquarium, das durch den Glasboden eines darübergelegenen Teichs beleuchtet wurde, und ein 240 Meter langer Autotunnel. Und der unterirdische Garten blühte paradiesisch und konnte problemlos von oben abgeerntet werden. Als man ihn fragte, warum er all diese Mühe auf sich nähme, antwortete Forestiere: «Ganz einfach – weil es mir Spaß macht.»

Der bretonische Priester Adofe Julien Fouéré musste seinen Beruf nach 30 Jahren krankheitsbedingt aufgeben und um nicht tatenlos her-

umzusitzen, begann er 1893, Reliefs in eine Klippe in der Nähe von Saint-Malo zu meißeln. Bis zu seinem Tod 1910 hatte er 420 Quadratmeter behauen und dem schroffen Felsen mehr als 300 Relieffiguren abgerungen, die man heute noch besichtigen kann.

Der Ire Johnny Roche war Mitte des 19. Jahrhunderts nach Amerika ausgewandert und hatte es trotz seiner zahlreichen Talente – Zähne ziehen, Grabsteine gestalten, Uhren reparieren, Dudelsack und Geige spielen – dort zu nichts gebracht. Also kehrte er zurück in seine Heimat, und weil er immer schon davon geträumt hatte, ein Schloss zu besitzen, dabei aber bitterarm war, baute er sich eben eins. Nur mit Schaufel, Spaten und einem von einem Esel gezogenen Karren ausgerüstet, schuftete er von 1867 bis 1870 Tag und Nacht an seinem «Castle Curious». Als es fertig war, zierte es ein Turm von 14 Metern Höhe. Drinnen gab es ein Labyrinth aus winzigen Zimmern mit von Ungeheuern verzierten Wänden. Dorthin verkrümelte sich Johnny fortan vor der Welt, zog die Zugbrücke hoch und bepöbelte vom Turm aus Passanten.

Neben dieser sehr kleinen Auswahl beeindruckender Baubesessener gibt es allerdings auch noch ausgewiesene Nichtexzentriker, die Beachtliches in die Landschaft gestellt haben: zum Beispiel William Randolph Hearst (1863–1951), amerikanischer, Trump-ähnlicher Verlegermagnat. Was er baulich in Gestalt des Irrwitzschlosses San Simeon in die Hügel hinter San Francisco gepflanzt hatte, steht Neuschwanstein in nichts nach. «Jedes Mal, wenn sich Willie schlecht fühlt, geht er los und kauft was», bemerkte Hearsts Mutter während der Bauphase von San Simeon. Das Grundstück, eine einzige, steingewordene Egosinfonie, erstreckte sich über 80 km entlang der Pazifikküste, und Hearst ließ in Europa Villen, Schlösser und Klöster demontieren, nach Amerika verschiffen und auf seinem Anwesen zu einem phantastomanischen Megabau zusammenfügen. Im größten privaten Zoo der Welt liefen Giraffen, Zebras und Kängurus frei herum, die 165 Zimmer wurden mit erlesensten Antiquitäten ausgestattet, und Hearst schlief in größenwahnsinniger Manier in einem Bett, das mal Kardinal Richelieu gehört hatte. Genauso wie Hearst das unverkennbare Vorbild für *Citizen Kane* in Orson Welles' gleichnamigem Filmmeisterwerk war, war San Simeon

die Vorlage für das Schloss *Xanadu*. Fazit: Exzentriker kreieren. Andere kaufen.

Wenden wir uns der weniger königlichen Alltagswelt zu – zum Beispiel den Damen und Herren mit einer **Mission**. Ihnen geht es stets darum, die Welt ein bisschen besser zu machen (beziehungsweise vor dem Schlimmsten zu bewahren), indem sie umfassend informieren und über den wirklichen Zustand der Lage aufklären. Gerne ungefragt und ungebeten stehen sie predigend in Fußgängerzonen, S-Bahnen oder betreiben weitschweifige Blogs im Internet. Sie proklamieren die Abkehr von Videospielen und weißem Zucker und warnen davor, dass auf der Erde irgendwann Außerirdische das Ruder übernehmen werden. Sie haben ganz eigene Theorien zu Übersinnlichem, und manche tragen Kopfbedeckungen aus Aluminium, damit niemand ihre Gedanken lesen kann. Sie haben den Jüngsten Tag genau berechnet und lauschen auf das, was Bäume so zu erzählen haben. Die Nachbarschaft von ungewöhnlich steilen Thesen und manifester Paranoia ist sehr eng, man kann sich über die Balkone problemlos die Hände reichen. Denn genau hier verläuft die haarfeine Grenze zwischen Exzentrik und Wahn, auf der auch die Verschwörungstheoretiker herumirren. Ein glänzender Repräsentant aus der heiteren Abteilung war Homer Aubrey Tomlinson (1892 – 1968), der 1943 in New York eine eigene Religionsgemeinschaft gründete, die *Church of God*, und sich selbst den bescheidenen Titel «König der Welt» verpasste. In der Bibel stünde schließlich, dass ein Mann kommen würde, der die Welt beherrsche, und damit könne ja wohl nur er gemeint sein. Insgesamt dreimal ließ sich Tomlinson von der theokratischen Partei zum US-Präsidentschaftskandidaten aufstellen, leider ohne Erfolg, und das obwohl er sehr schöne Ideen hatte: Er wollte zwei neue Ministerien schaffen, eins für Rechtschaffenheit und eins für die heilige Bibel. Als seine hoffnungsvolle Präsidentenkarriere frühzeitig beendet wurde, reiste er durch die Welt, um sich in insgesamt 101 Ländern selbst zum König zu krönen. Dafür setzte er sich – manchmal schon direkt am Flughafen – auf einen mitgebrachten Klappstuhl, reckte einen aufblasbaren Globus in die Luft und setzte sich eine kleine Goldkrone auf. Schließlich hatte er, nach eigenen Worten, Israelis und

Araber miteinander versöhnt, Naturkatastrophen abgewendet und der Welt Wohlstand und Frieden gebracht. Er war natürlich dabei, als die Brüder Wright das Flugzeug erfanden, und muss insgesamt trotz aller Spinnerei ein sympathischer, umgänglicher Zeitgenosse gewesen sein – ein Forrest Gump der Wahrheitssucher.

Einige Exzentrikspielarten gedeihen am besten in bestimmten Milieus, beziehungsweise sind ohne diese gar nicht erst denkbar. Den naturfernen Dandy beispielsweise lässt das Landleben herzlich kalt, und mit dörflichem Miteinander braucht man ihm gar nicht erst kommen. Er schätzt die Stadt mit ihrer Anonymität, dem breiten Spektrum an menschlichen Daseinsformen und die diesbezügliche höhere Toleranz. Der **Dorftrottel** dagegen ist ein ausschließlich ländliches Phänomen. Ohne sein kleines Nest (oder seinen Stadtteil, der durchaus ebenso dörfliche Strukturen aufweisen kann) funktioniert er nicht, er war schon immer hier und schon immer anders. Und natürlich ist er kein Trottel, au contraire, aber weil er sich der Gemeinschaft, die auf dem Land recht rigide darüber entscheidet, was als normal zu gelten hat und was nicht, mit derart grummeliger Bockigkeit verweigert, wird er gern als solcher tituliert. Er ist im Grund der Gradmesser für soziale Einigkeit: Wenn man nicht so ist wie er, ist man so weit in Ordnung. Und einen wie ihn gibt es garantiert in jedem geschlossenen sozialen System – einen merkwürdigen Kauz, leicht ungewaschen und mürrisch bis hin zur Schroffheit. Er will einfach nicht mitspielen, grüßt nicht, hat keine Freunde und wurschtelt hinter verschlossenen Türen vor sich hin. Alle kennen ihn und finden ihn ein wenig gruselig, obwohl er ein harmloser Kerl ist, von dem man aber partout nicht erfährt, was in ihm vorgeht. Die Verweigerung der Spielregeln macht ihm die größte Freude, aber bösartig ist er nicht. Er müffelt vielleicht ein bisschen, weil er stets die gleichen Klamotten trägt und in einer Behausung lebt, die man nicht unbedingt als pieksauber bezeichnen kann. Dreck in fast barocken Ausmaßen ist sein Stuck in den Zimmerecken, den Grad seiner Verwahrlosung kann man fast als gekonnt bezeichnen. Auch hier gilt: Exzentriker und Messie können durchaus ein wunderbares Paar abgeben – und das in einer Person. Meist hat der Dorftrottel einen besonderen Draht zu Tieren oder

ein geheimes Talent, das völlig ungesehen bleibt. Beispielsweise kann er Krähen das Sprechen beibringen oder ausgekugelte Gelenke einrenken. Und selbst wenn ruchbar würde, dass er über Geld verfügt, würde er davon nichts rausrücken. Nicht etwa aus Geiz, sondern aus der Verweigerung einer Gemeinschaft, die er für komplett verlogen hält. Zu denen will er einfach nicht gehören, stattdessen spendet er lieber anonym eine größere Summe an den Tierschutzverein.

Das weibliche Pendant zum Dorftrottel ist die **sonderbare Katzenfrau,** die es in der Landvariante und in der Stadtversion gibt: Die Landkatzenfrau lebt meist allein in einem alten Haus, das sie sich selbst hergerichtet hat. Drinnen sorgen Kristalle für besseres Feng Shui, und mit der Wünschelrute hat sie auch schon vor dem Hauskauf überprüft, ob hier Wasseradern verlaufen. Im Gegensatz zu fanatischen Dinkelaktivisten bleibt sie unverbohrt gelassen, ansonsten bestünde hier tatsächlich Verwechslungsgefahr. Die Katzenfrau muss auch nicht zwingend Katzen besitzen, aber sie wirkt zumindest immer so, als hätte sie welche. Im Mittelalter hätte man sie ganz sicher der Hexerei bezichtigt, denn sie ist so sensibel, dass sie die Schwingungen ihrer Umgebung spürt. Daher befasst sie sich oft mit Esoterik und Astrologie, legt Tarotkarten und kann Warzen besprechen. Sie gärtnert nach dem Mondkalender, kennt sich gut mit Kräutern und Pilzen aus und geht oft in den Wald zum Meditieren, weil die Energien der Bäume ihr Kraft geben.

Die Stadtkatzenfrau reist oft nach Indien und hat quer durch die Kontinente schon viele spirituelle Erfahrungen gemacht. Mit einer Schamanin in Südamerika steht sie in medialem Kontakt. Sie muss nur ihr Kraftamulett berühren und sich konzentrieren, dann schickt diese ihr Antworten auf ihre Fragen. Sie ist Vegetarierin, sympathisiert mit dem Buddhismus, hat schon mehrere Reikikurse belegt, und auf der Esoterikmesse trifft sie viele gute Bekannte. Sie schwört auf Homöopathie, und in ihren Karaffen lagern am Boden Rosenquarze, um das Trinkwasser positiv aufzuladen. Sie kümmert sich um streunende Tiere in Parks und auf Friedhöfen und das nicht nur in ihrer eigenen Stadt – sie schleppt Tierfutter quer durch die Metropolen dieser Welt, von Mumbai bis Manila. Katzenfrauen sind ausgesprochen freundlich

und friedfertig und niemals aggressiv, denn das wäre ganz schlecht fürs Karma.

Eremiten und Asketen gibt es tatsächlich immer noch. Sicherlich war es vor 200 Jahren einfacher, als exzentrisch zu gelten, da die gesellschaftlichen Regeln einen deutlich kleineren Spielraum an Normalität definierten – man brauchte sich beispielsweise einfach nur täglich zu waschen, um der Kauzigkeit bezichtigt zu werden. Doch Exzentrik kam ausnahmslos in allen Epochen vor, nur eben unter anderem Namen – Irre, Hexen, Ketzer – und mit deutlich härteren Sanktionen. Im 18. und 19. Jahrhundert war es unter britischen Adligen mal Mode, sich im Park des eigenen Landsitzes einen sogenannten **Schmuckeremiten** zu halten. Dafür wurden Ruinen antiker Tempelstätten oder mittelalterlicher Klöster nachgebaut und per Annonce Einsiedler gesucht, die sich gegen Bezahlung für mehrere Jahre darauf einließen, dort ein echtes Eremitenleben in aller Kargheit zu führen. Die Eremiten wurden vertraglich dazu verpflichtet, sich weder Haare noch Fingernägel zu schneiden, in sackartigen Gewändern herumzuirren und das Grundstück nicht zu verlassen. Sie mussten zu festgelegten Zeiten auftauchen und mit ihrem Anblick die Gäste unterhalten (ähnlich wie Zwerge, die in höfischen Kreisen auch mal schwer in Mode waren), durften aber mit niemandem sprechen und bekamen ihren Lohn erst nach Ablauf ihrer Dienstfrist ausgezahlt. Umgekehrt schien es auch Eremiten mit flauer Auftragslage zu geben, wie ein Zeitungsinserat aus dem 19. Jahrhundert belegt: «Junger Mann, der sich von der Welt zurückziehen und als Einsiedler an einem passenden Ort in England leben möchte, ist bereit, sich von einem Adligen oder Mann von Stand engagieren zu lassen, dem es nach einem Eremiten verlangt.»

Man fragt sich natürlich, WER hier eigentlich exzentrischer ist – der auftraggebende Lord mit der besonderen Vorliebe oder der Schmuckeremit (was für ein großartiges Wort, oder?), der sich auf diesen Deal einließ. Das Schmuckeremitentum scheint übrigens auch heutzutage glücklicherweise noch ein funktionierender Berufszweig zu sein: Der großartige Musiker, Puppenspieler und Edeka-Supergeil-Mann Friedrich Liechtenstein lebte als solcher für eine Brillenfirma in einem Loft,

durch das regelmäßig Besucher geführt wurden. Inzwischen wohnt er in einer komplett durchmöblierten Wohnung und ist glücklich darüber, dass er weder eigenes Geschirr noch eigene Bettwäsche besitzen muss.

Was dem Eremiten der Ort, ist dem Asketen der Lebensstil. Manche ernähren sich ausschließlich von Orangen, andere leben bewusst nur mit dem Nötigsten und kaufen sich prinzipiell nichts. Doch Obacht: Der Geiz ist ein naher Verwandter der Askese, und von daher kann man beide leicht verwechseln. Während der Geizige verbittert, blüht der Asket in seinem Verzicht erst richtig auf. Exzentriker zeichnet eben eine sehr entschiedene Haltung aus, nichts liegt ihnen ferner als lauwarme Halbherzigkeit. Und das kann gerne mal direkt in den Fanatismus führen. Denn auch hier gibt es keine klar markierte Trennungslinie zwischen kindlichem Starrsinn und wahnhafter Verbissenheit. Und die asketische Gesundheitsapostelei ragt natürlich bis in medizinische Gefilde hinein: Der amerikanische Ernährungsreformer Horace Fletcher (1849 – 1919) ernährte sich 578 Tage lang von nichts anderem als Kartoffeln, von denen er jeden Bissen exakt 32 Mal kaute. Der Chemiker Dr. George Fordyce (1736 – 1802) aß nach eigenem Konzept «wie ein Löwe» – nur einmal am Tag und das so reichlich wie möglich. Jeden Nachmittag um vier Uhr schlang er in einem Londoner Gasthaus Rumpsteaks, Hähnchen, Starkbier und eine Flasche Portwein herunter, um erst am nächsten Tag um die gleiche Zeit wieder dieselbe Mahlzeit einzunehmen. Dr. John Harvey Kellogg (1852 – 1943), der Erfinder der berühmten Frühstücksflocken, predigte sexuelle Enthaltsamkeit als unbedingtes Mittel zu guter Gesundheit. Und er pflegte eine echte Nussobsession: In seinem Aufsatz «Nuts may save the race» pries er die Nuss als Allheilmittel und erfand die Erdnussbutter.

Der eigene Körper ist oft Zentrum und Ausstellungsfläche ausgewiesener Exzentrik. Es wird munter mit Geschlechterrollen experimentiert, und glücklicherweise bieten moderne Gesellschaften heutzutage große Spielflächen, auf denen erlaubtermaßen eine Menge möglich ist. Sexuelle Orientierung oder die Mitgliedschaft in einer Subkultur sind natürlich nicht per se exzentrisch – es hängt immer sehr von der Persönlichkeit desjenigen ab, der sich dort bewegt. So tummeln sich beispielsweise

in der Fetischszene eine Menge ausgewiesener, humorloser Kleingeister, die sich zwar gerne mal an Kreuze ketten lassen, ihren Nachbarn aber sofort anzeigen würden, wenn er ihre Einfahrt zuparkt. Exzentrisch ist allein die Haltung, mit der man etwas betreibt – und eben nicht nur das Treiben an sich.

Das gilt natürlich auch für die *Cyborgs,* Hybride aus Mensch und Maschine. Die popkulturelle Szene der Cyborgs ist von Science-Fiction-Romanen, Computerspielen und den japanischen Mangas inspiriert: Künstliche Intelligenz, das Verschwimmen der Grenzen zwischen Roboter und Humanoiden, zwischen Mann und Frau – das ist ihr Thema. Eine absolute Ausnahmeerscheinung ist der irisch-katalanische Künstler Neil Harbisson, der von Geburt an nur in Grautönen sehen konnte, bis er während seines Musikstudiums einen Kybernetikspezialisten kennenlernte, mit dem er zusammen ein *Eyeborg* entwickelte, anhand dessen es für ihn möglich ist, Farben über Klänge wahrzunehmen. Als ihm 2004 ein Pass mit der Begründung verweigert wurde, er dürfe auf dem Foto kein technisches Gerät am Kopf tragen, argumentierte er, dass dieses elektronische Auge ein Teil seines Körpers sei. Nach langem bürokratischem Hin und Her ist Harbisson der erste anerkannte Cyborg der Welt und engagiert sich seit 2010 mit seiner Stiftung dafür, dass noch mehr Menschen Cyborgs werden können.

Eher den Asketen zuzuordnen sind dagegen die *Straight Edger,* eine Spielart der Hardcore Punks, die wildestes Aussehen inklusive Ganzkörpertätowierungen mit einem streng drogenfreien Leben verbinden, oft vegan und ohne Alkohol und Koffein. Tätowiert ist zwar inzwischen jeder Verwaltungsfachangestellte, bei manchen geht die Leidenschaft allerdings so weit, dass sie Galeristen des eigenen Körpers sind: Der ehemalige tschechische Präsidentschaftskandidat Vladimir Franz sagt, er habe «sich seine Hautfarbe selbst gewählt». Der studierte Jurist, Komponist und Kunstprofessor ist am ganzen Körper, im Gesicht und auf der Kopfhaut tätowiert. 2013 trat er im Wahlkampf für mehr Bodenständigkeit in der Politik und für Bildung und Toleranz ein. Sein Wahlkampfmobil bestand aus zwei zusammengeschweißten Minis und trug den schönen Namen *Air Franz One.*

Der 1985 in Kanada geborene Rick Genest ist besser bekannt unter dem Namen *Zombie Boy* – er ist am ganzen Körper konsequent als halbskelettierte Leiche mit offener Schädeldecke tätowiert und wurde wegen seiner über 300 Tätowierungen (die insgesamt etwa 15 000,– Dollar gekostet haben) 2011 ins Guinnessbuch der Rekorde eingetragen. Wenn er nicht gerade modelt, betreibt er gemeinsam mit anderen einzigartig Durchgeknallten eine klassische Freakshow mit dem schönen Namen *Lucifers Blasphemous Mad Macabre Torture Carnage Carnival.*

Der britische *Parrot Man*, mit bürgerlichem Namen Ted Richard, hat sich sogar seine Ohren amputieren lassen, um seinen geliebten Papageien ähnlicher zu sehen. Als Nächstes sucht er einen meisterhaften Operateur, der ihm seine Nase in einen Schnabel umbaut. Zudem ließ er sich seine Zunge spalten, die Augäpfel einfärben, er trägt 110 Tattoos und 50 Piercings, von denen einige aus ganz praktischen Gründen angebracht sind: Jetzt, wo seine Ohren nicht mehr da sind, muss irgendwo schließlich seine Lesebrille halten.

Eine deutlich weniger schmerzintensive, aber nicht minder entschiedene Exzentrikerform bilden die **Zeitreisenden**. Sie tragen nicht einfach nur die Kleidung einer bestimmten Zeit, hören die passende Musik und stellen sich ein altmodisches Möbelstück in die Bude – nein, sie leben so konsequent in ihrer bevorzugten Epoche, dass sie sich allen Neuerungen der Jetztzeit verweigern. Einige wenige Mittelalterfreaks tragen beispielsweise ausschließlich Kleidung aus den Materialien, die im 15. Jahrhundert zur Verfügung standen, stellen ihre Schuhe und ihre Lebensmittel selbst her und leben in zugigen Gemäuern ohne Strom und Heizung – entbehrungsreich, aber durchaus zufrieden. Den britischen *Neugeorgianern* hat es die Zeit von 1714 bis 1830 besonders angetan. Der Fachmann für zeitgenössische Kostüme im Londoner *Victoria and Albert Museum* Stephen Calloway gehört zu diesem erlesenen Kreis, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, Gebäude und Lebensstil über die Jahrhunderte hinweg zu erhalten. Calloway lebt in einer konsequent im Stil des 18. Jahrhunderts möblierten Londoner Wohnung, heizt mit Kaminfeuer, beizt seinen Dielenboden mit Bier und Ruß und fegt seine Teppi-

che ganz traditionell mit feuchten Teeblättern. Was sofort an die Amish People mit ihrer religiösen Modernitätsverweigerung denken lässt, ist in Wirklichkeit eine sentimentale Hinwendung zu einer Zeit, in der man einfach selbst gerne gelebt hätte. Für jede Epoche finden sich ausgewiesene Liebhaber, und wer wegen solcher leidiger Sachzwänge wie Berufstätigkeit, Schulpflicht und der Notwendigkeit eines Internetanschlusses nicht völlig in die Zwanziger, Fünfziger oder die Glanzzeit der Habsburgermonarchie eintauchen kann, für den gibt es ja noch die kleine Variante der Zeitreise: Von Montag bis Freitag bleibt man zumindest äußerlich unauffällig und fiebert dem Wochenende entgegen, um dann als Elfenkönig Aragorn durch die heimischen Wälder zu streifen, auf irgendeinem dreckigen Acker den Sezessions-Krieg nachzuspielen, und sogar in der DDR gab es zeitweise über fünfzig Hobbyindianerstämme, die von der damaligen Regierung gerne gesehen wurden – identifizierten sie sich schließlich nicht, so wie im Westen, mit den imperialistischen Cowboys, sondern mit den unterdrückten, kapitalismuskritischen Ureinwohnern des Klassenfeindes.

Vom Osten der Republik schweifen wir nun nach Schwaben (so sieht es aus, wenn man eine einigermaßen sinnfreie Überleitung hinprügelt!) – denn der **schwäbische Tüftler** ist durchaus als Typus zu verstehen. Er funktioniert aber auch ganz wunderbar ohne regionale Zuordnung. Schwäbische Tüftler gibt es überall auf der Welt, meist sind es akkurate Herrschaften, die äußerlich ein bisschen spießig wirken und die Welt da draußen auch nicht unbedingt an dem teilhaben lassen, was sie sich hinter der sauber geschnittenen Hecke in ihrem wohlsortierten Bastelkeller so zusammenerfinden. Zu diesem Typus gehören nicht nur Technikfreaks, sondern auch Maler, Schriftsteller und Forscher – kennzeichnend ist allein die unauffällige Deckung, hinter der sie ihren Leidenschaften nachspinnen. Sie sind Exzentriker in tiefster Seele, die sie aber niemandem offenbaren mögen. Und sie genießen es mit schelmischer Freude, dass die Welt da draußen nicht mal ahnt, mit wem sie es wirklich zu tun haben.

Die expressive Variante dagegen ist der **verrückte Professor**, der zeigt gerne her, was er hat und kann, aber er würde ebenfalls nichts anderes tun, wenn mal keiner hinguckt. Ein Bilderbuchexemplar war der britische Mathematiker Alan Turing (1912 – 1954), der den Code der Nazi-Chiffriermaschine *Enigma* knackte und damit entscheidenden Einfluss auf den weiteren Verlauf des Zweiten Weltkriegs nahm. Turing war eins der brillantesten Hirne seiner Zeit, äußerlich jedoch arg angeschmuddelt, zerstreut, und er neigte zum Stottern. Menschen, die er für intellektuell unterlegen hielt, nahm er gar nicht erst wahr, und das galt im Prinzip für alle, mit denen er zu tun hatte. Er war Fitnessfanatiker und unternahm mehrmals pro Woche ausgedehnte Geländeläufe. Bei Ausbruch des Krieges tauschte er all seine Ersparnisse in Silberbarren ein und vergrub sie auf einer seiner Joggingtouren im Wald. Dummerweise konnte er sich nach Kriegsende nicht mehr genau an die Stelle erinnern, und seine Suche blieb letztendlich auch mit dem Metalldetektor erfolglos, den er eigens zum Wiederfinden seiner Silberbarren erfand.

Das Spektrum an **Erfindern** ist ebenfalls groß und bunt und reicht von so heiteren Gesellen wie dem Briten John Ward, dessen Leidenschaft darin besteht, aus ausrangierten Haushaltsgeräten wunderbar sinnfreie Apparate wie eine Haarshampooniermaschine oder ein hubschrauberartiges, flugunfähiges Gefährt aus Waschmaschinenteilen, Bügelbrettern und Flaschen zu konstruieren, weil es ihn glücklich macht, scheinbar nutzlosen Dingen wieder neues Leben einzuhauchen. Maurice Seddon hat es dagegen vor allem gern warm – vor allem überall dort, wo es nicht unbedingt von Natur aus kuschelig ist, zum Beispiel auf seinem Motorrad. Also erfand der ehemalige Offizier der britischen Fernmeldetruppe heizbare Handschuhe, die von der Lichtmaschine des Motorrades betrieben werden. Inzwischen trägt er zu Hause stets einen elektrisch beheizten Overall, Einlegesohlen und stromgespeiste lange Unterhosen und kann alles beheizen, worum man ihn bittet.

Auch der serbische Wechselstrompionier Nikola Tesla (1856 – 1943) experimentierte schon als Kind für sein Leben gern: So erfand er einen Motor aus einer kleinen Holzwindmühle, die mit lebenden Maikäfern verbunden war. Wenn die angebundenen Käfer mit den Flügeln

schlugen, hob der Motor fast ab. 1884 wanderte Tesla nach Amerika aus und arbeitete mit Thomas Edison zusammen, mit dem er sich allerdings über die Frage «Gleichstrom oder Wechselstrom?» heillos entzweite. Auf der Weltausstellung in Chicago 1893 leitete er vor verblüfftem Publikum 20 000 Volt durch seinen eigenen Körper, was er unbeschadet überstand. Er lebte die meiste Zeit seines Lebens in New Yorker Hotels und hatte eine Obsession mit der Zahl Drei: So akzeptierte er nur Zimmer, deren Nummern durch drei teilbar waren, dasselbe galt für Handtücher, Bettwäsche und Geschirr. Er erfand ein transatlantisches Postrohr, bei dem das wasserdicht verpackte Versandstück anhand einer riesigen Pumpe per Druck von Europa nach Amerika geschossen werden sollte, das leider genauso wenig realisiert wurde wie sein Funkempfänger, mit dem er, wie er behauptete, Nachrichten vom Mars erhalten könne.

Auch der leider völlig zu Unrecht in Vergessenheit geratene Regisseur William Castle (1914 – 1977) kann ohne weiteres zu den Erfindern gezählt werden. Obwohl er ausschließlich trashige Grusel-B-Movies wie *Macabre, House on Haunted Hill* und *The Tingler* fabrizierte, beließ er es längst nicht beim reinen Film, sondern dachte sich für jede Produktion einen neuen Gimmick aus, um die Zuschauer im Kino zu Tode zu erschrecken: Für *House on Haunted Hill* ersann er 1959 eine Kiste mit dem schönen Namen «Emergo», die in jedem Kino, in dem der Film lief, neben der Leinwand installiert wurde, an einer bestimmten Stelle der Handlung plötzlich aufsprang und ein über drei Meter großes Skelett an einem Seil durch den dunklen Saal über die Köpfe der Zuschauer geistern ließ. Auch *The Tingler* verdankte seinen Erfolg weniger den cineastischen Qualitäten des Films denn Hunderter kleiner Vibratoren, die vor der Vorstellung unter jedem einzelnen Kinosessel angebracht wurden und in den gruseligsten Momenten vom Filmvorführer aktiviert wurden – Castle gab sich erst dann zufrieden, wenn die Zuschauer entsetzt aufsprangen und schreiend das Kino verließen.

Vor Jahren entzückte mal eine hübsche Zeitungsmeldung: Ein Schwan hatte sich rettungslos in ein Tretboot verliebt und war nur unter Aufwendung von Gewalt von ihm zu trennen. Was im Tierreich noch ir-

gendwie unter der Rubrik «niedlich» zu verbuchen ist, wirkt plötzlich äußerst bizarr, sobald Menschen dabei ins Spiel kommen. Klingt merkwürdig, ist aber so – **Objektophile** können sich tatsächlich in ein Flugzeug verlieben. In den eigenen Laptop. In ein Bücherregal. Und eine liebevolle Beziehung damit führen. Nein, nein, nein, wir wollen das nicht bewerten! Die Objektophilen suchen auch keine Zuflucht zu den Dingen aus Mangel an einem richtigen Menschen an ihrer Seite, und psychiatrisch behandelt werden wollen sie schon dreimal nicht – sie finden das ganz prima so. Und wo keiner leidet und es alle Beteiligten beglückt (bzw. wohl ziemlich kaltlässt), reden wir nicht von Störung, sondern von Exzentrik. Ich habe von einer Frau gelesen, die unsterblich in die Garderobe ihrer Nachbarin verliebt war. Sie besuchte die Nachbarin ab dann täglich, allerdings nicht wegen des menschlichen Kontakts – sie wollte einfach nur näher an ihrem Lieblingsobjekt sein. Im Gegensatz zum Fetischismus ist der Gegenstand hierbei kein Stellvertreter, sondern wirkliches, echtes Liebesobjekt. Man denke an einen Schuh: Stellt man sich die Frau zum Schuh gleich mit vor, ist es Fetischismus, geht's aber allein nur um den Schuh, um dieses formvollendete Objekt, auf das keine andere Vorstellung projiziert wird, bewegen wir uns auf dem Terrain der Objektophilie. Eine in ein Flugzeug verliebte Dame beschreibt ihre Gefühle: «Es ist so wie eine Fernbeziehung, wir berühren uns nur, wenn ich mal fliege. Als Ersatz habe ich ein Modell von meinem Schatz, das ist 1,60 m groß und liegt auch mit mir im Bett. Ich versuche auch immer, in genau diesem Flugzeugtypen zu fliegen, mein Herz rast, es ist aufregend, und ich freue mich wie verrückt. Wenn ich einsteige, küsse ich ihn auch am Rumpf, und am liebsten sitze ich an den Tragflächen, die finde ich so erotisch. Ich würde gern seine Form spüren und ihn die ganze Zeit streicheln. Ich habe das Gefühl, er gibt mir auch Liebe zurück. Und manchmal fahre ich an den nächsten Flughafen, um meinen Schatz zu besuchen. In menschlichen Beziehungen habe ich mich nie so geborgen gefühlt.» Es gibt übrigens erstaunlich viele Foren, in denen sich Menschen austauschen, die eine ernsthafte Beziehung mit Dingen führen und damit zutiefst zufrieden sind.

Objektophilie darf allerdings nicht mit **Sammlertum** verwechselt werden, denn Sammlern gehen die Objekte natürlich auch über alles, aber eben nicht in erotischer Hinsicht. Ein Grenzfall war David Reginald George Mason, ein dingeverliebter Sammler ohne besonderes Interessengebiet, er häufte und hortete sämtliche Dinge, von Modelleisenbahnen bis hin zu über 100 Fotoapparaten. Er lebte allein und stopfte sein Haus mit allem zu, was ihm vor die Flinte kam, und als er 1974 starb, fand man seinen Backofen vollgepackt mit Münzen und in seinen Schränken Ausrüstungen für Bogenschützen, Motorradfahrer, Jäger und Golfer, obwohl er niemals eine diese Sportarten je betrieben hatte.

Bei den Sammlern gibt es die Geschmacksrichtungen sortiert und unsortiert: Während der sortierte Sammler sich bewusst einem einzigen Interessensgebiet zuwendet, akribisch katalogisiert, seine Schätze säuberlich in Vitrinen hortet, schleppt der unsortierte Sammler alles in die Bude, was ihm auf seinen Streifzügen so begegnet. Dem einen geht's um den Besitz, dem anderen um die Jagd. Und die Sammelgebiete können manchmal kaum abwegiger sein: So sammelte Lucy Pearson aus Kentucky gemeinsam mit ihrem Ehemann über 80 000 Radkappen, die die beiden Abschleppdienstbetreiber haufenweise fanden. Andere Menschen sammeln gebrauchte Öllappen, Chipstüten oder Pflaumenkerne. Die bezaubernde Britin Ann Atkins teilt ihr Zuhause mit über 7000 Gartenzwergen. Und manchmal geht das ursprüngliche Sammlertum aus Platzgründen und Pragmatismus auch direkt ins Baumeistertum über und schafft damit gleich doppelt Freude.

Als letzter Exzentrikertypus bleibt noch die **Sonderobsession** – Menschen, die ihr gesamtes Interesse einem bestimmten Fachgebiet widmen, und sei es auch noch so abstrus: Der Botaniker Alan Fairweather ist ausgewiesener Kartoffelspezialist. Für ihn ist es die «interessanteste Pflanze auf Erden», er fährt regelmäßig zum Internationalen Kartoffelzentrum ins Mutterland Peru, züchtet Kartoffeln und beschäftigt sich mit deren Einfluss auf Gesellschaft und Politik. Selbstredend, dass er zwei bis drei Pfund Kartoffeln täglich isst, am liebsten gekocht mit Salz und Butter. Elizabeth Tashjian aus Connecticut dagegen ist davon überzeugt, dass der Mensch im Grunde von der Seychellennuss abstammt.

Sie dichtete eine Hymne auf die Nuss und entwickelte allerlei philosophische Gedanken zur Schalenfrucht. 1972 eröffnete sie das weltweit einzige Nussmuseum, in dem Nussgemälde, Nussschmuck und Nussplastiken zu besichtigen sind und das es sich zur Aufgabe gemacht hat, «die Wesenhaftigkeit der Nüsse durch Kunst, Musik und Sagengut zu verdeutlichen».

Das *Guinness Buch der Rekorde* wimmelt nur so von Leuten, die ihre Energien in den Dienst einer im Grunde sinnlosen, aber unglaublich beglückenden Mission stellen – es gibt Menschen, die ganze Fahrräder restlos aufessen können, solche, die es wahnsinnig entspannt, alle Zahlen bis zu einer Milliarde aufzuschreiben oder ganze Bahnkursbücher auswendig können. Manche erfinden eine eigene Sprache, in der sie dichten und kommunizieren. Wieder andere gehen ausschließlich barfuß oder rückwärts. Aber ausnahmslos alle Exzentriker – vom Dandy über den Tüftler bis zum Dorftrottel – verbindet tiefes Beglücktsein mit dem, was sie da tun. Auch wenn es von außen betrachtet noch so wunderlich wirkt.

«Ich frühstücke heute ein Glas grünen Pesto!»

Kernkompetenzen und ein kleiner

Ausflug in die Prokrastinationsambulanz

Albert Einstein charakterisierte sich einmal mit folgender Anekdote: Nachdem er gemeinsam mit seinem Assistenten eine Arbeit abgeschlossen hatte, suchten beide im Büro nach einer Büroklammer. Sie fanden schließlich eine, die jedoch komplett verbogen war. Einstein suchte nach einem Werkzeug, mit dem er sie wieder in die richtige Form bringen konnte. Auf seiner Suche stieß er auf eine Schachtel mit Büroklammern. Statt einfach eine davon zu verwenden, bog er eine der unbenutzten Büroklammern in die passende Form, um die verbogene Büroklammer wieder brauchbar zu machen, und kommentierte dies so: «Sobald ich mir ein Ziel gesetzt habe, bin ich nur schwer davon abzubringen.»

Es gibt also durchaus einiges, was den Exzentriker bei seinen täglichen Verrichtungen von anderen Menschen unterscheidet. Aber vor allem fragt man sich doch: Was treibt ihn bloß an? Und wieso tut er, was er tut?

Der schottische Neuropsychologe David Weeks hat in den 1990er Jahren die weltweit einzige wissenschaftliche Studie über Exzentriker durchgeführt, über 700 Probanden untersucht und befragt und ist dabei auf eine Reihe Kerneigenschaften gestoßen, die sämtliche Exzentriker miteinander teilen: Unangepasstheit, Neugier, Idealismus, Kreativität, das Betreiben von einem oder mehreren Steckenpferden[1], eine un-

---

1 Dieses herrliche Wort stammt aus dem neunbändigen, heiter-handlungslosen und fast nur aus Abschweifungen bestehenden Roman *Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman* von Laurence Sterne, den er Mitte des 18. Jahrhunderts verfasste und in dem das Steckenpferd als Synonym für den sinnfreien Zeitvertreib des kriegsversehrten Onkel Toby eine immer wiederkehrende Rolle spielt. Das ursprüngliche englische Wort *hobby horse* wiederum bezeichnete früher ein kleines Pferd bzw. Pony, von dem nur noch

gewöhnliche Lebensführung, ein eigenwilliges Verhältnis zur Sprache und Sinn für Humor. Einige dieser Eigenschaften will ich hier mal näher beleuchten:

Die wohl ausgeprägteste Eigenschaft eines jeden Exzentrikers ist die **Neugier** – laut *Duden «das als Reiz auftretende Verlangen, Neues zu erfahren und Verborgenes kennenzulernen»*. Dabei zeichnet den Exzentriker zudem auch noch eine hohe emotionale Beteiligung aus, selbst wenn er sich statt mit den geheimen Abgründen seiner Mitmenschen mit den technischen Finessen eines Verbrennungsmotors befasst. Er will wissen, wie die Sache funktioniert, jetzt und sofort. Auch wenn die Erkenntnis auf Kosten von Ruf, Gesundheit und Tagesplanung geht. Er kann weder schlafen noch an irgendetwas anderes denken, bis er das System hinter dem Phänomen, das ihn interessiert, kapiert hat. Man kann es zwanghaft nennen, verbohrt oder leidenschaftlich – je nachdem, ob man draufguckt oder drinsteckt. «Was nützt einem die Gesundheit, wenn man ansonsten ein Idiot ist?», fragte Theodor W. Adorno launig. Das unterschreibe ich sofort – wozu braucht es eine Schonhaltung?

Platon sagte: *«Das Staunen ist der Anfang jeder Philosophie.»* Überhaupt ist das Staunen ein zentrales Motiv im Leben eines Exzentrikers, denn es staunt sich ja ausschließlich jenseits jeder Routine und Vorhersehbarkeit. Wenn ich über etwas staune, dann habe ich es noch nicht begriffen und will entweder sofort mehr wissen oder es still als etwas bewundern, das sich mit Logik nicht domestizieren lässt (dazu später mehr im Religionskapitel). Die Neugier jedoch, die auf das Staunen folgt, gilt dagegen schnell als Untugend, wozu der *Struwwelpeter*, diese schwarze Pest der Pädagogik, noch seinen unseligen Anteil beigetragen hat: Paulinchen zündelt aus Neugier zu Hause mit Streichhölzern herum und fackelt schlussendlich sich selbst ab. Dahinter steht natürlich der Geist des Gehorchens, des Nichthinterfragens, des Begnügens mit dem, was dem Menschen so serviert wird. Genau das tut der Exzentriker natürlich nicht und stolpert dabei von einem Tabu ins nächste. Ich wüsste keinen

---

das Hobby als Begriff für Freizeitvergnügungen in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen ist.

Exzentriker, der nicht eine veritable Sammlung von Fettnäpfchen sein Eigen nennen kann.

Laut dem Psychologen Daniel Berlyne gibt es ein paar verlässliche Grundbedingungen der Neugier: Neuartigkeit, überraschendes Auftreten, Komplexität, Ungewissheit und Konflikt. Neugier ist eine erhöhte Bereitschaft des Organismus, sich neuen Situationen und Objekten auszusetzen. Es wird alles vernetzt, was Hirnarchive und Sinnesorgane an Informationen liefern. Und das setzt weit eher als die Sprachentwicklung ein, wie man bei Kleinkindern gut beobachten kann, die unbedingt wissen wollen, wer sich denn nun hinter dem Tuch versteckt oder was in der Dose so laut klappert.

Neugierig zu sein ist übrigens gar keine Entscheidung, sondern ein Affekt, der gleichzeitig den ganzen Körper und die Emotionen in Beschlag nimmt und bei Exzentrikern so stark ausgeprägt ist, dass Angst (ebenfalls ein Affekt) daneben kaum Platz findet, während die Neugierrezeptoren am Glühen sind. Das könnte auch erklären, warum Exzentriker einigermaßen angstfrei durchs Leben wandeln (aber dazu mehr im Neuro-Psycho-Kapitel).

Berlyne stellt noch eine zweite These auf, die ich aus eigener Erfahrung unterschreiben kann: Aufgrund endloser, wahnsinnig stressender Umweltreize will sich das Hirn damit entspannen, indem es sich auf einen Aspekt im großen Ganzen konzentriert, um das Reizniveau zu senken. So als würde man eine Kamera von der Panoramaeinstellung in den Makromodus schalten. Denn nichts ist aufregender, als ganz autonom und nur mit Hilfe des Denkens ein konkretes Problem zu lösen. Ich erinnere mich noch gut an einen Moment, in dem ich in stundenlanger Verbissenheit eine lose Platine meines wackelkontaktigen Telefons zuerst ausfindig machte, dann lötete und es wieder einwandfrei funktionierte – den ganzen Tag gockelte ich kerzengerade vor Stolz durch die Wohnung.

Für die Neugier gibt es übrigens ganz entzückende Synonyme, die ich bisher auch noch nicht kannte: *Vorwitz, Fürwitz* und den unschlagbaren, heutzutage leider nicht mehr häufig anzutreffenden *Wunderfitz*. Das klingt noch am ehesten nach dem, was es ist – nach einem Bedürfnis

nach Staunen, und nicht nach einem atemlosen Den-Hals-nicht-Vollkriegen, wie es das Wort *Neugier* suggeriert.

Das Internet ist wohl die größte Segnung für obsessiv Neugierige wie mich: Man kann ausnahmslos alles zu einem Sachverhalt erfahren, Adressen und heutiges Aussehen von verflossenen Lieben herausfinden, sich jeden Krempel bestellen, den man immer schon mal ausprobieren wollte. Ich erinnere mich noch gut an mein erstes Mal mit diesem Internet. Ich bin ein Spätzünder und war lange militante Computerverweigerin, bis aus beruflichen Gründen niemand mehr meine schmuddeligen, mit meiner alten *Continental*-Schreibmaschine schief getippten Blätter akzeptieren wollte. Einmal ließ ich mir von einem Freund, der über einen Computer verfügte und gerade anderweitig beschäftigt war, diese Kiste anwerfen, und alles, wofür ich bisher Hunderte Kilometer in irgendwelche Archive gegurkt war, konnte ich dort finden. Ich googelte mich in eine irrwitzige Euphorie und kann mich nicht erinnern, jemals mit Alkohol oder anderen Substanzen einen derartig beglückenden Rausch hervorgerufen zu haben. Wissen! Sinnfreies Wissen! Endlich mal die Stimme von Andreas Baader hören, eine lückenlose Auflistung aller Familienmitglieder der *Waltons* vor mir zu haben, alte Schulfreunde, mit denen der Kontakt längst abgerissen war, plötzlich auf einem winzigen Foto vor mir zu sehen oder zu erfahren, dass es durchaus ein Produkt gibt, mit dem man sogar Polyesterjacken umfärben kann – mein Gott, war das großartig! Und es hat seitdem nie wieder aufgehört. Ich verbringe große Teile meiner Zeit damit, mich von Link zu Link zu hangeln und die neuen Informationen wegzuknabbern wie Sahnetrüffel. Das Weltwissen, zu meiner Lebenszeit frei verfügbar – phantastischer geht es nicht. Es kommt selten vor, dass ich wirklich gezielt auf der Pirsch bin. Meist flaniere ich durchs Netz und lasse mich treiben, fange beispielsweise bei Truman-Capote-Zitaten, die ich im Gedächtnis nicht mehr zweifelsfrei parat habe, an, lande irgendwann in einem Computernerdforum, das sich mit der Entschlüsselung von Quelltexten befasst, und ende mit einem großen Staunen über das vielfältige Angebot quietschgrüner Gummistiefel. Danach habe ich das Gefühl, dass ich wieder ein bisschen mehr über die Welt erfahren habe. Auch wenn es

dem Projekt, für das ich gerade irgendetwas in Erfahrung hätte bringen müssen, überhaupt nicht dient.

Für diesen wundersamen Umstand des beglückenden Zufallsfundes verfügt die englische Sprache über ein herrliches Wort: **Serendipity** ist der entzückende, unübersetzbare Begriff für Dinge, Umstände, glückliche Fügungen, die man gar nicht beabsichtigt, aber auf der Suche nach eigentlich etwas ganz anderem findet, wenn der Geist nur wach genug ist, die Chance, die darin liegt, auch zu erkennen. So funktioniert übrigens auch Verliebtsein, deshalb macht es ja auch genauso glücklich.

Fräulein Serendipity ist das Lieblingskind der **Prokrastination**, und die ist neben Mutmaßungen und Spekulationen meine liebste Tätigkeit. Denn die Neugier lässt sich mit gelegentlichen Abschweifungen viel vollwertiger füttern als mit strammer Stringenz. Egal, auf welche Reise man sein Hirn schickt, irgendwo wird es schon ankommen. Und nicht nur das Hirn – es macht geradezu selig, einfach mal herumzustreunen. Entweder in der eigenen Stadt irgendwo hinfahren, wo man noch nie war, oder sich im größeren Radius treiben lassen. «*Brechen Sie mit einer Gewohnheit. Tun Sie etwas, das Sie verunsichert*», riet der italienische Psychotherapeut und Philosoph Piero Ferruci.

Diesem Vorschlag folgend, betrieb ich mit einer Freundin zu Studienzeiten ein feines Reisespiel: Mit dem Auto auf die nächste Bundesstraße fahren und an jeder Abfahrt eine Münze werfen. Je nach Resultat entweder abzweigen oder weiterfahren. Bis zur nächsten Abfahrt. Und weil man nichts erwartet, ist die Überraschung fast immer ein Treffer: Von abgelegenen Dörfern, die in ihren Läden noch originalverpackte Haushaltsgeräte aus den Siebzigern führen, über leerstehende, malerisch verfallene Villen bis hin zu Landgasthöfen mit erlesenster Wildschweinwurst für kleines Geld. Denn das Hirn goutiert neue Eindrücke ausgesprochen gern – vorausgesetzt, man landet dabei nicht zufällig in *Bates Motel*.

Kurz gesagt: Was einen Exzentriker auszeichnet, ist die komplette Sinnfreiheit seines Tuns. Er liebt es, Material und Zeit auf eine eigensinnige, geradezu barocke Weise so zu verschwenden, dass all den Selbstoptimierern da draußen ganz flau wird. Er widmet sich mit Hingabe seinen Schrullen, ohne auch nur im Geringsten darauf zu schielen, ob ihm

das gerade Geld, Ruhm, hilfreiche Kontakte oder irgendeine Ersparnis einbringen könnte. Denn genau die Ökonomie, mit der sich so viele Menschen täglich kasteien und ihr komplettes Leben nach der größtmöglichen Verwertbarkeit ausrichten, liegt einem Vollblutexzentriker, so behaupte ich mal, völlig fern. Für den Exzentriker ist der Zufall ein geschätzter Freund – kein Gegner. Denn er eröffnet ihm immer wieder neue Möglichkeiten, auf die er selbst nie im Leben gekommen wäre. Exzentriker sind Freigeister, die sich keiner Wirtschaftlichkeit unterordnen, die das Wunderwesen Mensch – mein Hasswort: *Humankapital*! – betrachtet wie eine Ressource, die es gewinnbringend auszuschlachten gilt. Sie leben nach ihrem eigenen Lustprinzip und schaffen sich selbst in Angestelltenberufen, in winzigen Mietwohnungen oder unter sonstigen Einschränkungen noch die allerkleinsten Nischen, in denen sie autonom über die Geschicke bestimmen dürfen. Sie begreifen Aufgabenstellungen mehr als Spiel denn als Zwang und sind in gewisser Weise lebenslange Peters und Petras Pan, die das sogenannte Erwachsensein mit all seinen Erschwernissen verweigern, so gut es eben möglich ist.

Eine **Sammelleidenschaft oder eine obsessive Beschäftigung mit einem oder mehreren Spezialthemen** teilen alle Exzentriker miteinander. Außerdem neigen sie laut David Weeks zudem zu enormer Gesprächigkeit. Mögen sie auch ansonsten in sozialen Situationen verschwiegen und wortkarg sein – wenn ihr Lieblingsthema zur Sprache kommt, sind sie nicht mehr zu bremsen – und können ihre Mitmenschen so lange zutexten, bis diese entnervt aus den Ohren bluten. Auf dem weiten Terrain der Spezialgebiete geht die Neugier mit der Besessenheit eine feurige Allianz ein – da wird geforscht und aufgestöbert, als gäb's kein Morgen. Exzentriker können sogar aus den alltäglichsten Verrichtungen eine Obsession machen: Hunderte Mützen häkeln, Dinge säuberlich in Kistchen, Kästchen und Behältnisse sortieren oder sich alle Nagellacke, die man besitzt, übereinander auf die Finger pinseln. Die völlige Hingabe an eine Tätigkeit oder ein Thema, die totale Ablehnung von Oberflächlichkeit und halben Sachen oder einfach nur gewöhnliche Dinge auf eine ungewöhnliche Weise tun – das ist es, was einen wahren Exzentriker auszeichnet.

Auch ich besitze ausgewiesene Lieblingsthemen: Ich weiß beispielsweise alles über Serienmörder und die RAF. Sie können mich nachts wecken, und ich kann Ihnen sofort den Namen des Bibliotheksangestellten nennen, der bei der Baader-Befreiung angeschossen wurde (Lebersteckschuss!), und ich habe in Hamburg schon sämtliche konspirativen Wohnungen zumindest von außen besichtigt. Irgendwann haben mich diese Themen mal in Brand gesetzt, und ich habe nie mehr damit aufgehört, alles darüber zu lesen. Genauso geht es mir mit dem mysteriösen Tod von Ludwig von Bayern – nach einem Neuschwansteinbesuch hatte ich wochenlang kein anderes Gesprächsthema mehr und nervte damit alle Menschen in meiner Umgebung zu Tode. Auch mit der Causa Uwe Barschel bin ich längst noch nicht fertig. Den Sterbehelfer halte ich für genauso plausibel wie die Mordtheorie, dass er dagegen ganz allein Hand an sich gelegt haben könnte, würde ich aufgrund meiner bisherigen Erkenntnisse ausschließen.

Zu meinem Haushalt gehört übrigens eine Bulldogge, und neben vielen weiteren Merkmalen teilen wir die Eigenschaft der fehlenden Fressbremse. Alfred kann bis zum Kollaps Futter in sich hineinschlingen, und mir geht es mit prickelnden Informationen nicht anders. Ein Modul, das warnend signalisiert: «Hier ist jetzt Schluss, du bist doch schon längst satt, ab jetzt wird's ungesund!», besitzen wir beide leider nicht. So wie mit der passionierten Neugier verhält es sich mit sämtlichen Interessengebieten: Ich sammle Madonnenfiguren, aber nur die kitschigen aus Plastik und solche, die im Dunklen leuchten. Und es macht mir die größte Freude, mich ausgiebig mit jedem neuen Spielzeug zu beschäftigen. Nach dem Erwerb eines Elektrotackers beispielsweise habe ich erst sämtliches Polstermobiliar neu bezogen, und als die Tackermanie nicht nachlassen wollte, fing ich an, Bordüren an Schränke und Dinge zu tackern. Ich habe tagelang in tiefstem Seelenfrieden getackert, bis ich Blasen an den Händen hatte. Ähnlich manieauslösend können sein: Entsafter, Nietenzangen, Feinfräsen. Und manchmal tut es auch einfach ein Sack Gips.

Exzentrikern wird gerne nachgesagt, sie seien chaotisch oder gar schlampig. Es mag vielleicht auf den ersten Blick nicht immer zu erkennen sein, aber Exzentriker haben durchdachte Ordnungssysteme. Alles,

was nicht am Ende des Tages in eine Schrankwand geräumt wird, gilt in manchen Regionen zwar sofort als Messiehaushalt, aber auch hüfthoch geschichteten Zeitungsausschnitten und lose herumliegenden, zu Farbgrüppchen sortierten Gegenständen wohnt eine gewisse Systematik inne, die für das eher konventionelle Auge unsichtbar ist. Der österreichische Philosoph Konrad Paul Liessmann nannte Exzentrik «*die Ästhetik der Abweichung*», was zwar erst mal hübsch klingt, aber in manchen Fällen ausgesprochen unästhetisch sein kann. Der Maler Francis Bacon arbeitete zum Beispiel in einem Atelier, das komplett mit unappetitlichen Schichten aus Farbe, Dreck und Man-möchte-es-besser-nicht-wissen überzogen war. Der englische Philosoph Jeremy Bentham schrieb pausenlos auf unzählige Notizzettel, die er an die Wand oder die Gardinen pinnte oder einfach auf den Boden fallen ließ. In seinem Arbeitszimmer stapelte sich das Papier manchmal kniehoch. Sein Haus teilte er mit zahmen Ratten, die große Teile seiner Manuskripte zernagten, wobei er sie gewähren ließ.

Auch deshalb neigen Exzentriker zum Rückzug – damit fremde Pfoten fernbleiben. Das mag wie Geheimniskrämerei aussehen, ist aber in Wirklichkeit der Schutz der eigenen Ordnung vor dem Zugriff dessen, was allgemein als Ordnung gilt.

Es gibt ebenfalls kaum einen Exzentriker, der nicht über **ungewöhnliche Ess- und Schlafgewohnheiten** verfügt. Bei künstlerischen oder erfinderischen Tätigkeiten ist es nicht weiter überraschend, dass man sich Arbeitszeiten wählt, in denen die Wahrscheinlichkeit gering ist, gestört oder unterbrochen zu werden, daher wird entweder frühmorgens oder tief in der Nacht gearbeitet – was im Grunde auf die gleiche Kernzeit «Alles schläft, einer wacht» hinausläuft. Um das Hirn in Wallung zu bringen, wird gerne auf unterschiedlichste Stimulanzien zurückgegriffen, von den verfaulenden Äpfeln in Schillers Schreibtischschublade (er fand den Duft äußerst inspirierend) bis hin zu den üblichen Stöffchen: Alkohol, Koffein, Nikotin, vereinzelt auch mal ein paar Substanzen aus der BtMG-Abteilung.

Der serbische Wissenschaftler Nikola Tesla, ein hochverschrobener Tüftler, ernährte sich sein halbes Leben lang von nichts anderem als

von Crackern und warmer Milch. Rob Watkins aus Ontario / Kanada, behauptete 1995, er habe bis zum Alter von 35 Jahren 10 000 Fertiggerichte *Makkaroni mit Käse* der Firma *Kraft* gegessen – manchmal zum Frühstück, zum Mittag- und zum Abendessen. Es schmecke ihm eben, für eine Sucht halte er es aber nicht. Neben der Beschränkung auf wenige Lebensmittel, die dafür täglich fast rituell verzehrt werden, gibt es auch noch gegenteilige Beispiele: Der Geologieprofessor William Buckland liebte es, durch die Weltgeschichte zu reisen und an Kulinarischem alles auszuprobieren, was sich bewegte. Allerdings riet er vom Verzehr von geschmortem Maulwurf und von Schmeißfliegen ab. Sein Sohn Francis hatte die Experimentierfreude seines Vaters geerbt, trieb sie aber noch auf die Spitze. So servierte er seinen Freunden gebratene Maus auf Toast, gekochten Elefantenrüssel und eine Suppe aus Schnecken und Ohrwürmern.

Der französische Schriftsteller Honoré de Balzac trank täglich bis zu 50 Tassen schwarzen Kaffee. Beim Schreiben trug er immer eine weiße Mönchskutte, und weil er fast zwanghafte Sauberkeit schätzte, arbeitete er fast immer mit Handschuhen. Auch die amerikanische Dichterin Emily Dickinson trug beim Schreiben stets Weiß und bewahrte ihre Texte allesamt winzig gefaltet in kleinen Schächtelchen auf.

Die Grenze zwischen strukturgebenden Ritualen und totaler Zwanghaftigkeit verläuft im absoluten Nebel. Der Komponist Erik Satie beschrieb 1913 seinen Tagesablauf folgendermaßen: *«Aufstehen 7.18 Uhr … inspiriert werden 10.23 bis 11.47 Uhr … Ich gehe regelmäßig um 22.37 Uhr zu Bett. Einmal in der Woche (dienstags) wache ich mitten in der Nacht um 3.19 Uhr auf.»* Zudem wanderte er täglich nach Paris und spätabends wieder nach Hause – wenn er sich aber, was öfter passierte, in einer Kneipe vertrödelt hatte und erst im Morgengrauen in seinem Vorort ankam, drehte er sofort um und lief erneut nach Paris, um sein Ritual nicht unterbrechen zu müssen. Und er lehnte regelmäßig Honorare mit der Begründung ab, dass sie viel zu hoch seien.

Auch ich arbeite am liebsten nachts zwischen 23 und 3 Uhr, denn dann kann ich am besten denken, und es ist niemand in der Nähe, der mich ablenken könnte. In Ernährungsdingen haben sich ebenfalls ein paar unselige Angewohnheiten zementiert: Ich bin ein echter kulinari-

scher Adenauer. Keine Experimente. Wenn mir etwas schmeckt, warum sollte ich es nicht jeden Tag essen? Meist verspeise ich wochenlang das Gleiche, bis ich es nicht mehr sehen kann, dann suche ich mir ein neues Lieblingsfutter, und das Spiel geht von vorne los. Mein letztes Hauptnahrungsmittel war Hummus mit Ritz-Crackern, grüner Pesto geht allerdings auch immer, und das schon seit Jahren (allerdings nur der einer bestimmten Marke). Köstlich ist auch Buttermilch mit Melonengeschmack. Und Kinderschokolade, aber die muss vorher mindestens eine Stunde im Kühlschrank gewesen sein. Obst zu essen finde ich recht mühsam, deshalb habe ich eine Batterie von Vitamintabletten parat stehen und mixe mir einen Gutes-Gewissen-Cocktail, nach dem ich dann wieder hemmungslos rauchen kann. Bananen und Himbeeren in einen kalt anrührbaren Stracciatellapudding geschnippelt sind ein guter Kompromiss zwischen meinem Bedürfnis nach Zucker und Fett und dem innerlichen Frischgewaschensein nach Obstverzehr. Weiße Bohnen sind auch klasse und schmecken am besten kalt direkt aus der Dose.

Manchmal koche ich auch ausgiebig, das dann aber mehr aus reiner Experimentierfreude. Verpasst ein Spritzer Rosenwasser einer Kürbissuppe den letzten Pfiff oder eher den Todesstoß? Kann man die von Freunden liebevoll im eigenen Schrebergarten gezüchteten, absolut geschmacksarmen Zucchini so zubereiten, dass sie später wie Chips schmecken? Und welche Cocktails funktionieren eigentlich mit Salatgurken?

Humor ist nicht nur eine liebenswerte Eigenschaft, sondern lebensnotwendig zur Überwindung von Krisen – wir erinnern uns: Wer sorgenfrei ist, braucht keinen Humor (und besitzt auch oft leider keinen) und möge stattdessen Ratgeber schreiben oder Diavorträge halten. Humor ist übrigens weit entfernt von der Fähigkeit, einen Witz wiedergeben zu können. Stattdessen ist er die Erkenntnis der eigenen Unfähigkeit und des tiefen Grabens, der zwischen der eigenen Situation und dem Idealzustand klafft. Mit Denunzierung, Schadenfreude und Häme hat er nichts zu tun – außer, man denunziert sich selbst. Glückliche Menschen mögen über Witz verfügen – Humor dagegen haben eher die Melancholiker. Und Humor bedeutet Nehmerqualitäten zu besitzen. Austei-

len kann schließlich jeder Depp. Aber elegant einstecken, einer Zumutung eine Pointe entlocken, DAS ist Humor! Und damit das Gegenteil von Mario Barth.

Ich habe vor Jahren mal spaßeshalber so eine Notstandsbörse im Internet ausgetestet, mir ein wirklich bizarres Phantasieprofil erstellt (und bekam vom Betreiber dieser Plattform sogar einen Gratismonat Premiummitgliedschaft geschenkt, weil ich auf die Frage: Worüber können Sie lachen? mit «über Nacktmulle und die FDP» geantwortet habe), weil ich wissen wollte, wie viele da draußen herumirren, die genau das Gleiche lustig finden wie ich. Nur so viel: Es war ernüchternd. Blondinenwitze oder rustikale Beömmeleien, wenn einer bloßgestellt wird, so weit das entsetzte Auge blickt.

Humor erwirbt man als Instrument, als Werkzeug gegen Einsamkeit, Ungerechtigkeit, Machtlosigkeit – dem Exzentriker wohlvertraute Begleiter von Kindheit an. Hinter gutem Humor steht nämlich immer auch ein Leiden an der Welt, das sich eben nicht miesepetrig, wehleidig und trauerkloßig äußert, sondern proklamiert: Grill den Gegner, aufgespießt auf dem Schaschlikspieß der Überzeichnung, und das Loderfeuer darunter wird gespeist aus Traurigkeit. Mit Chance schmeckt das, was dabei herauskommt, sogar auch denen, die man dazu eingeladen hat. Wenn nicht: Pech gehabt.

Humor ist ein Anti-Monster-Spray. Es macht klein und übersichtlich, was vorher groß und bedrohlich war. Durch die Übertreibung und damit Vergrößerung der eigenen Unzulänglichkeit wird das Bedrohliche einer Situation entschärft. Aus Schwäche wird Stärke, indem man sich einer Situation nicht ohne Widerstand ausliefert. Wobei «Widerstand» hier das zentrale Wort ist. Hören wir dazu kurz den großen Meister Sigmund Freud: «*… dass die Person des Humoristen den psychischen Akzent von ihrem Ich abgezogen und auf ihr Über-Ich verlegt hat. Diesem so geschwellten Über-Ich kann nun das Ich winzig klein erscheinen, seine Interessen geringfügig. Daher kann der Humor als Beitrag der Komik durch Vermittlung des Über-Ichs gelten.*»

Und ein geheimes Erkennungszeichen ist er auch. Wer bei manchen noch so abwegigen Scherzen trotzdem dableibt statt abzuhauen, ist ein Komplize oder könnte einer werden. Humor ist die Witterung, mit der

man Gleichgesinnte aufspürt. Und der Kitt, der sie zusammenhält. Alle großen Humoristen – von Charlie Chaplin über Monty Python bis Loriot – haben die Welt als mangelhaft erkannt, und statt daran zu leiden, weiden sie die Mängel eben genüsslich aus. Und das immer mit tiefer Ernsthaftigkeit. Der vielgepriesene britische Humor ist mutmaßlich deshalb der bessere, weil dem Menschen viel mehr Eigenheiten nachgesehen werden, das Spektrum an «geht noch irgendwie durch» ist bedeutend größer als im vergleichsweise engstirnigen Deutschland. Denn Briten wissen Originalität durchaus zu schätzen, und selbst in Parlamentsdebatten zählt bei einer kunstvollen Beleidigung des politischen Gegners viel mehr die Kunst als die Beleidigung. Der Deutsche hingegen weiß in der Regel sofort, wo hier und jetzt Schluss zu sein hat.

Humor bedeutet übrigens nichts anderes als «Feuchtigkeit», die der griechische Arzt Galen in seiner Körpersäfte-Theorie als unabdingbar für seelische und körperliche Gesundheit erklärte. Der Duden hat es sehr hübsch definiert: *«Humor ist die Begabung eines Menschen, der Unzulänglichkeit der Welt (…) mit heiterer Gelassenheit zu begegnen.»* Genau deshalb wird man auch niemals auf einen humorlosen Exzentriker treffen. Denn der hatte eine ganze Kindheit lang Zeit, sich die passenden Waffen fürs spätere Leben zu schmieden. Und alle anderen können sich davon gerne auch eine kleine Scheibe abschneiden.

Exzentriker haben ein sehr **spezielles Verhältnis zur Sprache**, das von barocker Detailverliebtheit bis hin zum vergnüglichen Fehlgebrauch reicht – seien es Wortverdrehungen, Versprecher, Kalauer, Dialekte, falscher Fremdwortgebrauch oder spekulative Gedankenspiele. Ein Witz setzt sich, laut Meister Freud, aus ungewöhnlichen Kombinationen und Assoziationen zusammen. Er braucht Dramaturgie und Sprache – deshalb ist er auch am liebsten bei Sprachverliebten zu Hause. Ohne Wort kein Witz. Zumindest nicht, wenn man ohne Publikum hantiert. Denn für den sprachlosen Scherz braucht es Zuschauer, und bei Exzentrikers werden Späßchen auch gern mal als solistischer Akt fabriziert.

Das *Oxford English Dictionary* verzeichnet unter dem Begriff *Spoonerism* die Vertauschung von Buchstaben oder Silben innerhalb eines Satzes, die versehentlich oder beabsichtigt sein können. Namensgeber

war der britische Priester und Theologieprofessor Dr. William Archibald Spooner (1844 – 1930), ein freundlicher, aber äußerst zerstreuter Zeitgenosse, der einen seiner Studenten beispielsweise fragte: «Waren das eigentlich Sie oder Ihr Bruder, der im Krieg gefallen ist?»

Spooners Wortverdrehungsmanie setzte ein, als er im mittleren Alter war. Einmal nannte er Queen Victoria *the queer old Dean* (den schwulen, alten Dekan) statt the *dear old Queen* (die liebe alte Königin). Beim Besuch eines Freundes und dessen Familie bemerkte er zum Erstaunen der Anwesenden freundlich*: You have a nosey little crook here* (Du hast ja einen vorwitzigen, kleinen Gauner hier). Was eigentlich heißen sollte: *You have a cosy little nook here* (Ein gemütliches Plätzchen hast du hier). Einen Studenten schimpfte er mit folgenden Worten aus: *You have tasted two worms* (Du hast zwei Würmer gegessen). Was meinte: *You have wasted two terms* (Du hast zwei Semester vergeudet). Und auf der Kanzel sprach er salbungsvoll von Gott: *Our Lord is a shoving leopard* (Unser Herr ist ein schubsender Leopard) statt *Our Lord is a loving shepard* (Unser Herr ist ein liebender Hirte). Es bleibt offen, ob ihm diese Versprecher peinlicherweise unterliefen oder ob er sie bewusst einsetzte und sich dann mit einer kurzfristigen Verwirrung entschuldigte. Ich vermute natürlich Letzteres.

Dass Exzentriker erfinderische Geister sind, zeigt sich auch in der Sprache. Der schottische Adlige Sir Thomas Urquhart (1611 – 1660), der eine meisterhafte Übersetzung von Rabelais geschaffen hat, widmete sich ganz der Entwicklung der *Logopandecteision*, einer stark phonetischen Universalsprache, die von jedem Menschen auf der Welt verstanden werden könnte und bei der schon anhand des Klangs deutlich würde, auf welches Ding sich das Wort bezieht. Denn die natürlichen Sprachen, die es bisher auf der Welt gäbe, seien nicht in der Lage, die Wirklichkeit angemessen abzubilden. Und sein Ehrgeiz dabei war enorm: «Jedes Wort in dieser Sprache hat vorwärts oder rückwärts gelesen die gleiche Bedeutung, und egal, wie Sie die Buchstaben vertauschen, Sie werden immer auf ein bedeutungsvolles Wort stoßen.» Allerdings ist von Urquharts Sprachinnovation leider kein einziges Beispiel überliefert …

Der englische Linguist Charles Kay Ogden (1889 – 1957) erfand eine stark vereinfachte Form der englischen Sprache, das *Basic English*, weil er die meisten Menschen außer sich selbst sowieso für zu dumm hielt, um besonders viel zu begreifen. Er kürzte den kompletten englischen Wortschatz radikal auf 18 Verben und 850 einfache Wörter zusammen. So blieb beispielsweise nur noch *stomach* (Magen) als Bezeichnung für sämtliche inneren Organe übrig. Sein Konzept wurde international hoch geachtet, und Og, wie er von Freunden genannt wurde, gelangte zu gewisser Berühmtheit. *Basic English* setzte sich leider nicht durch und dient heute lediglich als eine von vielen Lehrmethoden für die englische Sprache. Og wurde im Lauf seines Lebens immer verschrobener. Sich selbst nannte er «klaustrophil» – er hielt sich am liebsten in geschlossenen Räumen auf und öffnete nicht mal ein Fenster. Er sammelte wie ein Besessener alles, was ihm in die Finger kam – besonders aber Masken. Wenn er von Journalisten interviewt wurde, verließ er ständig den Raum und kehrte jedes Mal mit einer anderen Maske vor dem Gesicht zurück. Denn so könne man sich, ohne Ablenkung durch Persönliches, viel besser auf das Gespräch konzentrieren.

Ich liebe Versprecher oder wenn jemand ein Fremdwort falsch gebraucht – nicht aus Überheblichkeit, sondern weil es jeden noch so schlichten Satz zum Funkeln bringt. Ich besitze einen Medikamentenbeipackzettel, auf dem qua Druckfehler als Nebenwirkung «Kampfanfälle» aufgeführt sind. Wenn einer sagt, er sei gegen Wespen algerisch oder im Baumarkt nach Depressionsfarbe verlangt, bin ich hingerissen. Und ich kann mich königlich amüsieren, wenn ich mich selbst verspreche und berichte, ich hätte gerade Kapuzinerkrätze gepflanzt. Oder jemand Müffelbozzarella auf seiner Pizza bestellt! Ich liebe Schreibfehler in Speisekarten, holprige Übersetzungen in Gebrauchsanweisungen und kann den ganzen Tag darüber grinsen, dass das Mietwagennavi wohl vorher von einem Niederländer genutzt wurde und «sehenswerte Orte» in dessen Landessprache «nuttige Plaatsen» heißen. Die Poesie der Ungereimtheiten ist es, die den Exzentriker tief beglücken kann.

Mein Sohn und ich erfinden ebenfalls gern Namen und Begriffe für Geschöpfe und bisher unbenannte Sachverhalte. So kann ein Leguan nur Leopold heißen. Drei Seidenhühner: Lee, Harvey und Oswald. Ein

blonder Pekinese: Rainer. Mein Fahrrad und mein Computer hören beide auf den Namen Bärbel. Und das Geräusch, das eine Bulldogge beim Schlafen macht, ist Grümpfeln, das Bellen eines sehr kleinen Hundes: Wiffeln. Klingt komisch, ist aber so.

Außerdem liebe ich Dialekte, am liebsten würde ich alle deutschen Dialekte beherrschen. Ich übe fleißig, sehr zum Leidwesen meiner Familie. Denn nichts ist schlimmer als steriles Hochdeutsch. Dialekte dagegen kommen direkt aus Herz und Gedärm. In meinem hessischen Heimatdialekt nennt man beispielsweise ein von vornherein zum Scheitern verurteiltes Projekt einen «Furz mit Krücken». Und «auf Abbruch heiraten» bedeutet, dass ein Gatte geehelicht wird, der bereits bei der Hochzeit schon kurz vor dem Ableben steht. Wenn ich arbeite und mir über eine Formulierung unsicher bin, dann sage ich sie laut auf Sächsisch. Das klingt so schön fremd und schafft Distanz, und dadurch kann ich einen Satz begutachten, als wäre er gar nicht von mir. Ich würde ihn auch gerne auf Wienerisch sagen können, aber das muss ich noch üben.

Nicht nur die Sprache, sondern auch das spekulative Denken gehört zur Grundausstattung der Exzentriker. Richtig oder falsch sind so schrecklich einfallslose Kategorien. Dagegen sind die Endlosigkeit der Möglichkeiten dazwischen und die Weite eines Konjunktivs herrliche Flaniermeilen, auf denen es die größte Freude macht, unterwegs zu sein. So wie einen die Sprache in eine andere Region versetzen kann, kann es die Mutmaßung in eine andere Person. Exzentriker lieben sowieso jede Form von Maskerade und Verkleidung als eine der zahlreichen Was-wäre-wenn-Möglichkeiten, die es auszuprobieren gilt. Sie versuchen, so tief wie möglich in eine Person, ein Wesen oder eine Epoche hineinzukriechen, die ihrem Wesen entspricht (oder dem Gegenteil – siehe Neugier). Denn das gibt ihnen das wohlige Gefühl, dass sie ausnahmslos alles sein können, wenn auch nur in Gedanken oder für eine begrenzte Zeit. Sowohl der Spaß an der Kostümierung (beispielsweise als Möbelstück, Außerirdischer oder als das eigene Haustier) als auch die Spekulation (Wie wäre es eigentlich, auf dem Mond zu leben und von hier aus die Erde zu betrachten?) rühren von einer Kindlichkeit, die der Exzentriker unter keinen Umständen aufgeben will.

Ich kann mir stundenlang ausmalen, ob wohl beispielsweise die Frau am Bahngleis da drüben mit der Leopardentasche dunkle Geheimnisse hat, ob sie gerade zu ihrem Liebhaber fährt, während ihr Mann seine demente Schwiegermutter vergiftet. Mein Sohn und ich mutmaßen vor allem im Urlaub am Strand – was wird später mal aus dem Mädchen mit dem Glitzerbadeanzug? Nagelstudio? Spielerfrau? Oder Biobäuerin und totale Abkehr von Pink?

Außerdem denke ich mir gern skurrile Fragen aus: Hat ein Mörder nachts im Wald eigentlich Angst vor Mördern im Wald? Und was würde passieren, wenn sich zwei Mörder nachts im Wald begegnen – werden sie Freunde, oder bringen sie sich gegenseitig um? Kann man sich überhaupt gegenseitig umbringen? Darf man eigentlich menschliche Knochen sammeln? Wo kriegt man die her? Ist der Besitz strafbar? Dürfte man den Schädel seiner Oma besitzen? Und kann man seine eigenen Knochen testamentarisch vererben? Wenn Jesus nur einer von schätzungsweise 200 Wanderpredigern war – was ist dann aus den restlichen 199 geworden? Was hatten die für Botschaften? Und wie sähe die Welt heute aus, wenn einer davon der Messias geworden wäre? Blieb uns was erspart, oder ist der Menschheit ein richtig cooles Konzept entgangen?

Eingangs hatte ich die **Prokrastination** erwähnt – eine feine Sache und meine unangefochtene Königsdisziplin unter den exzentrischen Kernkompetenzen. Ich muss zugeben, dass ich nur vermuten kann, dass sämtliche Exzentriker prokrastinieren, aber auf alle Fälle eint sie sowohl die Freude am unökonomischen Zeitvertreib als auch das Herangehen an Anforderungen auf eher abseitigen Wegen. Ich bewundere Menschen, die morgens aufstehen und alles so machen, wie es sich gehört: duschen, frühstücken, mit dem loslegen, was zu tun ist. Das dann irgendwann beenden, im besten Fall sogar abschließen, Feierabend machen und Freizeit haben bis zum Schlafengehen. Das ist wie ein Rennen auf gerader Strecke. Die Prokrastination dagegen führt durch einen verschlungenen Irrgarten, in dem sich grandiose Zufallsfunde genauso verbergen wie stockdunkle Sackgassen. Und verlaufen kann man sich natürlich auch ganz wunderbar. Denn Prokrastination bedeutet: Alles außer dem tun, was man am dringendsten tun müsste. Die absolute Ver-

meidung von geradlinigem Handeln. Die zwar auch immer irgendwo hinführt – allerdings oft nicht an das gewünschte Ziel. Zumindest nicht so schnell.

Ich habe mich schon oft genug im Prokrastinationslabyrinth verlaufen. Und weil ich dort manchmal wochenlang verweilte, habe ich eben ein paar kleine Camps eröffnet, zum Beispiel den Prokrastinationsreinigungsdienst (Unglaublich, wie fleckig die Fenster und Fußböden plötzlich aussehen, während man prokrastiniert – das muss alles geputzt werden, sofort! Im Kühlschrank kleben Käsekrümel auf den Böden, und wann habe ich eigentlich zuletzt meine Madonnensammlung abgestaubt?), den Prokrastinationsrenovierservice (Wenn man die grauen Fugen im Bad mit einem pinken Edding ausmalte, würde das dem Raum einen ganz frischen Pfiff verleihen. Wie, das dauert mehrere Wochen? Egal!) und die Prokrastinationsmanufaktur. Ich habe mir inzwischen den halben Kleiderschrank zusammenprokrastiniert, gehäkelt, genäht, bestickt, Schuhe umlackiert. Sämtliche Freunde und Familienangehörige werden seit Jahren mit erlesensten Handarbeiten aus dieser Manufaktur beglückt – jedes genähte Kissen, Kleid, Täschchen eine geräusperte Mahnung an das, was ich in dieser Zeit eigentlich hätte erledigen können und müssen. Das wären ganze Romane gewesen! Ach was – Enzyklopädien! Ein Opus magnum!

Eine kurze Verweildauer von nicht mehr als einem Tag nenne ich die Prokrastinationsambulanz. Und das sieht in etwa so aus:

Nicht vor 10 Uhr aufstehen. Besser: 11 Uhr. In schläfriger Trance in die Küche schlurfen, löslichen Kaffee aufbrühen, rauchen. Bloß nicht angesprochen werden. Auch nicht beim zweiten Kaffee, ab dem dritten ist dann die Sprechstunde geöffnet. Eine kleine Liste erstellen, was heute alles zu erledigen ist. Ganz oben steht: Kapitel zu Ende schreiben. Kurz ein paar Klamotten überwerfen, mit dem Hund rausgehen. Draußen bedauern, keinen dickeren Pullover angezogen zu haben. Noch größeres Bedauern darüber, überhaupt keinen solchen Pullover zu besitzen. Badewanne einlassen. Im heißen Badewasser aufwärmen. Zwei hübsche Formulierungen ins Handy tippen und mir selbst als SMS schicken. Noch heißeres Wasser nachlaufen lassen. Vom unbändigen Wunsch befallen werden, einen dicken, flauschig gestrickten, petrolfarbenen Pull-

over zu besitzen. Beschluss, diesen Pullover sofort selbst herzustellen. Aus der Badewanne heraus bemerken, dass die Tapete an einer Stelle lose ist. Verlassen der Wanne. Durchwühlen des Werkzeug- und Farbenkämmerchens nach geeignetem Kleister für Reparatur. Erfolglos, daher Beschluss, dringend einen Baumarkt aufzusuchen. Vor dem Eintreffen im Baumarkt kurzer Abstecher in ein Handarbeitsgeschäft. Erwerb petrolfarbener Filzwolle und einer Häkelnadel in Armdurchmesser. Damit könnte der Pullover heute schon fertig werden. Im Baumarkt Entdeckung einer Farbe, mit der man die Badewanneninnenseite in einem poolartigen Türkis erstrahlen lassen könnte. Kurzes Nachdenken über mietrechtliche Konsequenzen, dann Farberwerb. Dazu noch einen Hardcore-Kunstharzlack, mit dem man ein paar ansehnliche Motive auf dem hässlichen, abgelatschten Flurfußboden-PVC für die Ewigkeit versiegeln könnte. Trittfest. Rückkehr nach Hause, allerdings ohne Tapetenkleister. Tapete wird stattdessen an der losen Stelle mit einem hübschen Aufkleber fixiert. Dann werden die schon vor einem halben Jahr günstig erworbenen Fliesenaufkleber für die Wand und asiatisches Geschenkpapier auf den Boden gepappt und kunstharzversiegelt. Trocknungszeit des Kunstharzlacks: mindestens drei Stunden. Hundesperre aus Büchern und Winterstiefeln konstruieren, damit der Hund nicht durch die frische Lackierung latscht. Noch mal mit dem Hund rausgehen, damit er danach so erschöpft ist, dass er drei Stunden schläft, statt durch den Flur latschen zu wollen. Bitteres Frieren bei Rückkehr. Beschluss, sofort mit dem Pulloverprojekt zu beginnen. Und dabei Folgen aus den Siebzigern von *Aktenzeichen XY ungelöst* auf *youtube* zu gucken. Nicht etwa aus Voyeurismus oder Sensationslust, sondern aus Freude an so poetischen Formulierungen wie «Nacht für Nacht bohrt Niko, wie ihn seine Kollegen nennen, Löcher in vorgegebene Werkstücke. Vielleicht ist dieses bis zur Eintönigkeit gesteigerte Gleichmaß eine der Ursachen dafür, dass der Mann einen Ausgleich gesucht hat, von dem nur einige seiner Arbeitskollegen etwas ahnten.» (Ich habe mich als Kind übrigens immer gefragt, warum man überhaupt Mörder und Räuber mit derart großem Aufwand suchte, obwohl man sie doch direkt bei ihrem Tun ausgiebig abgefilmt hatte.) Währenddessen Anfertigung einer kompletten Pullovervorderseite. Anschließend ausgiebige Recher-

che, ob diese Fälle denn jemals geklärt wurden. Dazu vierte Tasse Kaffee und ein halbes Glas Pesto auf einem längst überfälligen Stück Parmesan. Zwei Mails beantworten. Ein paar Sätze aufschreiben. Wohlgefühl. Beschluss, die losen Zettel auf dem Schreibtisch nach weiterem Verwertbarem zu durchsuchen, um so das Tagespensum an zu schreibender Textmenge wieder aufzuholen. Stattdessen Fund einer kleinen Sammlung skurriler Zeitungsmeldungen: Von einer Frau, die ihrem Ex im Streit die Zähne geklaut hat, von einem Mann, dessen Kumpel bei einer Übernachtung in dessen Messiewohnung verstorben ist, der es aber erst 20 Jahre später beim Aufräumen bemerkte, und Ähnliches. Beschluss, einige alte Tassen damit zu verzieren. (Es gibt nämlich herrlichste Kleber, mit denen man allen denkbaren Quatsch auf alle denkbaren Materialien applizieren kann – ich habe sie alle.) Schneller Erfolg beim Tassenbekleben. Kurzes, trügerisches Gefühl von Produktivität. Eintreffen Sohn. Ausgiebige Gespräche über ungelöste Kriminalfälle. Dabei Abendessen vom Asia Lieferdienst. Entschluss, den Tag mit der Fertigstellung des Pullovers und einer zweiten Fußbodenlackierungsschicht zu beenden. Erfolgreich.

[...]